

## 6 Zwischen Gewohnheit und Veränderung: 1854–1865

---

### 6.1 Kulturgeschichtlicher Rahmen und Haupttendenz im Bazar

Als *Der Bazar* am Ende des Jahres 1854 zum ersten Mal erschien, lag die Revolution von 1848/49 gerade einmal fünf Jahre zurück. Zwar war es den Revolutionären gelungen, einige Fortschritte, wie etwa Verfassungen und Wahlrecht zu erreichen, die nicht mehr völlig zurückgenommen werden konnten. Doch waren die siegreichen Obrigkeiten des Deutschen Bundes bemüht, weitergehende Neuerungen zu verhindern. Zu diesem Zweck setzten sie erneut Mittel wie Geheimpolizei, Pressezensur und Verbote politischer Vereine ein, um Oppositionelle unter Kontrolle zu halten.<sup>1</sup> Diese ‚Reaktionsära‘ dauerte bis etwa 1858, als in Preußen Wilhelm I. die Regentschaft übernahm und die ‚Neue Ära‘ begann.<sup>2</sup> Der Thronwechsel wurde als Zeichen des politischen Wandels angesehen. Dafür sprach auch die konservativ-liberale Besetzung des Ministeriums und die Zusammensetzung der Abgeordnetenversammlung. Die Lockerung der Einschränkungen in Preußen wirkte sich auf andere Bundesstaaten aus, die den Entwicklungen folgten. Im Zuge dieser Liberalisierungen wurden zahlreiche Reformen umgesetzt, besonders in den Bereichen Bildung und Recht. Auch öffentliche Versammlungen und Vereinsgründungen wurden wieder gestattet. In der Presse wurde die Zensur gelockert.<sup>3</sup>

Wie die Obrigkeit fürchtete auch das Bürgertum eine erneute Revolution. Gleichzeitig schritt der gesellschaftliche Wandel fort, der für weitere Verunsicherung sorgte. Zwar lebte der Großteil der Bevölkerung nach wie vor auf dem Land, doch nahm die Verstädterung kontinuierlich zu.<sup>4</sup> Die Industrialisierung und die

---

1 Vgl. Nipperdey: Deutsche Geschichte 1800–1866 (wie Anm. 35, 75), 687–774; Wehler: Gesellschaftsgeschichte (wie Anm. 154, 56), 197–221.

2 Vgl. Wolfram Siemann: Vom Staatenbund zum Nationalstaat. Deutschland 1806–1871, München 1995, 401ff.

3 Vgl. ders.: Gesellschaft im Aufbruch (wie Anm. 11, 69), 194f., Jörg Requate: Öffentlichkeit und Medien als Gegenstände historischer Analyse, in: Geschichte und Gesellschaft 25 (1999), 5–32, hier 25ff.

4 So stieg in Preußen zwischen 1840 und 1870 der in Städten lebende Anteil von etwa sechs- und zwanzig auf etwa zweiunddreißig Prozent. Vgl. Kocka: Das lange 19. Jahrhundert (wie Anm. 51, 78), 79.

allmähliche Aufhebung des Zunftzwangs führte zu einer Änderung der Beschäftigungsweise. Traditionelle Arbeits- und Sozialverhältnisse zerbrachen allmählich. Zahlreiche Menschen zogen vom Land in die Städte, um dort in den immer zahlreicheren Fabriken Arbeit zu finden, woraus sich neue soziale Probleme ergaben. Diese gesellschaftlichen Verschiebungen wurden gerade dem wohlhabenden und gebildeten Bürgertum bewusst und unter dem Schlagwort „Soziale Frage“ ausgiebig diskutiert. Das ‚Proletariat‘, das immer größer wurde, erschien somit als potentielle soziale Gefahr.<sup>5</sup> Liberale Lösungsansätze sahen nicht den Staat in der Verantwortung, sondern private Initiativen wohlhabender und gebildeter Bürger.<sup>6</sup> Durch Bildung, Vernunft und bürgerliche Moral sollte die Verbesserung der Gesellschaft umgesetzt werden.<sup>7</sup> Die gesellschaftliche Stellung der Frau war dagegen in diesen Jahren kein Thema, das breiter diskutiert wurde. Die Bemühungen der ersten Frauenrechtlerinnen während der Revolution galten allgemein als abgeschlossene Angelegenheit, die sich nicht wiederholen dürfe.

Die im *Bazar* dieser Jahre behandelten Erwartungen an Frauen bezogen sich stark auf Häuslichkeit und Anpassung an die gegebenen Verhältnisse, aber auch auf das Wesen weiblicher Personen generell. Sie werden an dieser Stelle vorgestellt und ihre Vielzahl macht dieses Kapitel umfangreicher; sie sind jedoch zum Verständnis kommender Entwicklungen notwendig.

Die primäre Erwartung, die an das weibliche Geschlecht im 19. Jahrhundert gestellt wurde, war die, stets von Liebe zu anderen geleitet zu sein. Für andere, besonders für die Männer in ihrem Leben, sollten Frauen stets dienstbar bereitstehen und die eigenen Interessen zurückstellen. Diese Vorgabe wurde von allen denkbaren Institutionen bestätigt. Besonders die Pädagogik betonte seit der Aufklärung, wie bedeutsam es in der Mädchenerziehung sei, Selbstlosigkeit und Sanftmut zu vermitteln.<sup>8</sup> Ebenso sollte die Familie, das Haus, der Haushalt, die gesamte Häuslichkeit als selbstverständlicher weiblicher Lebensmittel-

- 
- 5 Vgl. Wehler: Gesellschaftsgeschichte (wie Anm. 154, 56), 107ff., James J. Sheehan: Der deutsche Liberalismus. Von den Anfängen im 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg. 1770–1914, München 1983, 39ff., Eckart Pankoke: Soziale Bewegung – Soziale Frage – Soziale Politik. Grundfragen der deutschen „Socialwissenschaft“ im 19. Jahrhundert, Stuttgart 1970, 167–201.
  - 6 Vgl. Wendt: Geschichte der Sozialen Arbeit 2 (wie Anm. 92, 90), 373; Reulecke: Anfänge der organisierten Sozialreform (wie Anm. 123, 97).
  - 7 Vgl. James J. Sheehan: Wie bürgerlich war der deutsche Liberalismus?, in: Dieter Langewiesche (Hrsg.): Liberalismus im 19. Jahrhundert. Deutschland im europäischen Vergleich, Göttingen 1988, 28–44; Eric J. Hobsbawm: Die Blütezeit des Kapitals. Eine Kulturgeschichte der Jahre 1848–1875, München 1977, 303ff., Nipperdey: Deutsche Geschichte 1800–1866 (wie Anm. 35, 75), 286ff.
  - 8 Die geschlechtsspezifischen Bildungstheorien um 1800 sind ausführlich beschrieben, vgl. z. B. Pia Schmid: Bürgerliche Theorien zur weiblichen Bildung. Klassiker und Gegenstimmen um 1800, in: Otto Hansmann/Winfried Marotzki (Hrsg.): Diskurs Bildungstheorie II. Problemgeschichtliche Orientierungen, Weinheim 1989, 537–559.

punkt gelten. Die Erziehung sollte auch darauf ausgelegt werden, das Mädchen zur vollkommenen Partnerin ihres späteren Ehemannes zu erziehen. In Familien und Schulen wurde explizit auf diese Eigenschaften Wert gelegt.<sup>9</sup> Auch in der Mädchenliteratur, die Rollenvorbilder für ihre jungen Leserinnen bereithielt, war dieses Erziehungsziel allgegenwärtig.<sup>10</sup>

Auf weibliche ‚Sittlichkeit‘ wurde höchster Wert gelegt. Dies bedeutete, dass Frauen idealerweise innerhalb ihres Familienkreises bleiben und die Öffentlichkeit nur in eng gesteckten Grenzen betreten sollten.<sup>11</sup> Ihre Hauptinteressen seien allein auf ihren Ehemann, ihre Kinder und ihren Haushalt zu richten. Insgesamt sollten sie ausschließlich durch ihre angenehme und höfliche Erscheinung Aufmerksamkeit auf sich lenken. Gerede und Gerüchte über unpassendes Benehmen galt es unbedingt zu vermeiden, so verkündeten zahllose Ratgeber. Als Verletzung der guten Sitten wurde unter anderem auch angesehen, als Frau namentlich in der Öffentlichkeit zu erscheinen, abgesehen von harmlosen familiären Angelegenheiten wie beispielsweise Heiratsanzeigen.

Die Ehe galt als das Lebensziel jeder Frau. Gewöhnlich wurde eine Heirat bis spätestens zum dreißigsten Lebensjahr erwartet. Danach sprach man von ‚Alten Mädchen‘ oder ‚Alten Jungfern‘; sie waren an ihrer Lebensaufgabe gescheitert, so lautete die allgemeine Ansicht.<sup>12</sup> Dabei war es weitgehend gleichgültig, aus welchen Gründen eine Frau unverheiratet blieb. Gewöhnlich wurde der Ursprung dieses Fehlers bei ihr selbst gesucht: Sie sei nicht hübsch, nicht charmant, nicht weiblich genug gewesen, um das Interesse eines Mannes zu fesseln – oder zu arm. Aber auch das selbstgewählte Ledigbleiben wurde kritisch gesehen, denn in einem solchen Fall ging man von einem zu großen Eigensinn der Frau aus, da

- 
- 9 Vgl. *Sylvia Schraut*: Bürgerinnen im Kaiserreich. Biografie eines Lebensstils, Stuttgart 2013, 10–21; *Budde*: Auf dem Weg ins Bürgerleben (wie Anm. 18, 71), 220–227; *Dorle Klika*: Die Vergangenheit ist nicht tot. Autobiographische Zeugnisse über Sozialisation, Erziehung und Bildung um 1900, in: Kleinau/Opitz (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, 283–296; *Juliane Jacobi*: Das junge Mädchen. Kontinuität und Wandel eines Weiblichkeitskonzepts im 19. und 20. Jahrhundert. Vom „Jüngling“ zum „new girl“, in: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung 2 1995, 215–236.
  - 10 Vgl. *Dagmar-Renate Eicke*: „Teenager“ zu Kaisers Zeiten. Die „höhere“ Tochter in Gesellschaft, Anstands- und Mädchenbüchern zwischen 1860 und 1900, Marburg 1980; *Dagmar Grenz*: „Das eine sein und das andere auch sein ...“. Über die Widersprüchlichkeit des Frauenbildes am Beispiel der Mädchenliteratur, in: Brehmer u. a. (Hrsg.): Frauen in der Geschichte IV, 282–301; *Günter Häntzschel*: Bildung und Kultur bürgerlicher Frauen 1850–1918. Eine Quellendokumentation aus Anstandsbüchern und Lebenshilfen für Mädchen und Frauen als Beitrag zur weiblichen literarischen Sozialisation, Tübingen 1986.
  - 11 Vgl. *Theresa Wobbe*: Gleichheit und Differenz. Politische Strategien von Frauenrechtlerinnen um die Jahrhundertwende, Frankfurt a. M. 1989, 22ff.
  - 12 Vgl. dazu *Kuhn*: Familienstand: Ledig (wie Anm. 67, 84), 27ff., *Katrin Baumgarten*: Hagestolz und alte Jungfer. Entwicklung, Instrumentalisierung und Fortleben von Klischees und Stereotypen über Unverheiratetgebliebene, Münster u. a. 1997.

sie ihre weibliche Natur derartig verleugnen konnte. Geschiedene oder verlassene Frauen hatten mit ähnlichen Vorurteilen zu kämpfen, denn ihnen konnte man ebenfalls den Vorwurf machen, in ihrer Rolle als Gattin versagt und aus diesem Grund ihren Ehemann verloren zu haben.

Auch ist in diesem Zeitabschnitt offensichtlich, wie stark der religiöse Einfluss auf Autoren- und Leserschaft war, obwohl *Der Bazar* sich generell in religiösen Fragen für unparteiisch erklärte. In zahlreichen Artikeln wurden das Geschlechter- und Familienbild mit der göttlichen Ordnung begründet, wobei die Aussagen jedoch so allgemein formuliert wurden, dass jede christliche Glaubensrichtung damit im Einklang stand. Zum Verständnis des bürgerlichen Frauenbildes ist es daher notwendig, die religiös begründeten Vorgaben einzubeziehen, die auf die Leserschaft bedeutende Auswirkungen hatten.

Im Christentum wurde bei grundsätzlicher Gleichheit von Mann und Frau vor Gott die untergeordnete soziale Rolle der Frau mit zahlreichen Bibelstellen belegt, die, vor Einführung der historisch-kritischen Bibelexegese, absolut gesetzt wurden.<sup>13</sup> Die Frau wurde dem Mann als Gefährtin, aber auch als nachgeordnet unterstellt.<sup>14</sup> Eine vorbildliche christliche Frauenfigur gab es mit Maria, der Mutter Jesu. Im 19. Jahrhundert wurde der Marienkult durch päpstliche Autorität gestärkt und fand breiten Rückhalt in der katholischen Volksfrömmigkeit. Das färbte auf das Frauen- und Mutterbild ab.<sup>15</sup>

Im Katholizismus diente die Maria zugeschriebene Jungfräulichkeit traditionell als Begründung des ehelosen Lebens als Nonne oder Ordensschwester. Grundsätzlich war somit für Katholikinnen eine Alternative zur Mutterrolle gegeben.<sup>16</sup> Gleichzeitig bot Maria jedoch auch das Vorbild einer idealen Mutter, so dass die Bestimmung der Frau zur Familienmutter ebenso gültig war: ihrem Mann ergeben und aufopferungsvoll gegenüber ihren Kindern.<sup>17</sup> Die überaus starke Beschränkung der Wirksamkeit katholischer Frauen auf ihre Familien führte dazu, dass erst um 1900 ein katholischer Zweig der Frauenbewegung entstand,

13 Nur als einige Beispiele des Alten Testaments: Gott schuf die Frau aus einer Rippe des Mannes; Gen 2,22. Die Frau ist verantwortlich für den Sündenfall und wird dafür durch Gott zu Mühsal und Schwangerschaften verurteilt, sie soll dem Mann unterstellt sein; Lev 3,16. Dies wird im Neuen Testament durch Paulus im 1. Korintherbrief bestätigt; 11, Kor 7-10. 14, 1 Kor 34-25 besagt, dass Frauen in öffentlichen Versammlungen zu schweigen haben und sich bei Fragen zu Hause bei ihrem Mann erkundigen sollten.

14 Vgl. für die katholische Konfession *Gisela Breuer*: Frauenbewegung im Katholizismus. Der Katholische Frauenbund 1903-1918, Frankfurt a. M. und New York 1998, 46f.

15 Vgl. *Michaela de Giorgio*: Die Gläubige, in: Frevert/Haupt (Hrsg.): Der Mensch, 120-147.

16 Vgl. *Relinde Meiwes*: Religiosität und Arbeit als Lebensform für katholische Frauen. Kongregationen im 19. Jahrhundert, in: Götz von Olenhusen (Hrsg.): Frauen unter dem Patriarchat, 69-88; *Baumann*: Protestantismus und Frauenemanzipation (wie Anm. 77, 87), 60f.

17 Vgl. auch *Ida Raming*: Stellung und Wertung der Frau im kanonischen Recht, in: Gerhard (Hrsg.): Frauen, 698-712.

nachdem die sogenannte ‚geistige Mütterlichkeit‘ auch für sie als geeignete Beschäftigung im sozial-karitativen Bereich akzeptabel geworden war.<sup>18</sup> Katholische Frauen blieben demnach lange Zeit der Bewegung fern und benötigten mehrere Jahrzehnte, den Bildungs- und Emanzipationsvorsprung anderer bürgerlicher Frauen aufzuholen.<sup>19</sup>

Im Protestantismus war die unverheiratete Frau nur wenig angesehen. In dem Martin Luther das Klosterwesen aufhob, nahm er ebenso vielen Frauen die Möglichkeit, ehelos zu leben.<sup>20</sup> Ein eheloses Leben bedeutete für Luther geradezu Gotteslästerung und ein sittliches Risiko.<sup>21</sup> Dementsprechend wurde es für protestantische Frauen, nicht so sehr für Männer, beinahe unmöglich, unverheiratet zu bleiben, ohne aufzufallen.<sup>22</sup> Zwangsläufig entwickelte sich mit dieser Vorstellung der Bedeutung von Ehe auch eine neue Form der Familie, in der der Mutter eine besondere Rolle zukam. Die christliche Erziehung der Kinder samt Führung des Haushalts wurde in protestantischen Familien mit einer Bedeutung aufgeladen, die kaum noch Alternativen zuließ.

Im Judentum, das im Bürgertum eine kleine, aber einflussreiche, mitunter sogar soziale Spitzenstellung in den freien Berufen einnahm, bestand die feste Erwartung an beide Geschlechter, in jedem Fall einen Ehepartner zu finden; Ehevermittlungen waren gang und gäbe. Frauen waren auf die Rolle als Ehefrau und Mutter und als Hüterin über die Sittenreinheit im Haus festgelegt. Zahlreiche religiöse Vorschriften schränkten ihre Handlungsfreiheit stark ein. Jedoch bot die Überwachung der Sitten auch gewisse Einflussmöglichkeiten innerhalb der Familie; zudem waren Frauen traditionell auch mit Erwerbstätigkeit beschäftigt, um ihren Männern das Torastudium zu ermöglichen.<sup>23</sup> In assimilierten Familien wurden aber seit Beginn des 19. Jahrhunderts zunehmend die Vorstellungen der

18 Vgl. Ursula Baumann: Religion und Emanzipation. Konfessionelle Frauenbewegung in Deutschland 1900–1933, in: Götz von Olenhusen (Hrsg.): Frauen unter dem Patriarchat, 89–119; Breuer: Frauenbewegung im Katholizismus (wie Anm. 14, 106), 28f.

19 Vgl. Joseph Mooser: „Christlicher Beruf“ und „bürgerliche Gesellschaft“. Zur Auseinandersetzung über Berufsethik und wirtschaftliche Inferiorität im Katholizismus um 1900, in: Loth (Hrsg.): Deutscher Katholizismus, 124–142; Lucia Scherzberg: Die katholische Frauenbewegung, in: Loth (Hrsg.): Deutscher Katholizismus, 143–163.

20 Vgl. Bennent: Galanterie und Verachtung (wie Anm. 24, 72), 27; Kuhn: Familienstand: Ledig (wie Anm. 67, 84), 54; Baumann: Protestantismus und Frauenemanzipation (wie Anm. 77, 87), 60f.

21 Vgl. Siegrid Westphal: Frau und lutherische Konfessionalisierung. Eine Untersuchung zum Fürstentum Pfalz-Neuburg 1542–1614, Frankfurt a. M. u. a. 1994, 119–127; Barbara Vinken: Die deutsche Mutter. Der lange Schatten eines Mythos, München 2001, 136f.

22 Vgl. Kuhn: Familienstand: Ledig (wie Anm. 67, 84), 54ff., Vinken: Mutter (wie Anm. 21), 142f., Baumann: Protestantismus und Frauenemanzipation (wie Anm. 77, 87), 60f.

23 Vgl. Fassmann: Jüdinnen (wie Anm. 130, 51), 41–50; Marion A. Kaplan: Jüdisches Bürgertum. Frau, Familie und Identität im Kaiserreich, Hamburg 1997, 62ff.

Mehrheitsgesellschaft von Familie übernommen. Das führte unter anderem dazu, dass nun weibliche Erwerbslosigkeit als Ideal galt. Vielfach übertrugen bürgerliche jüdische Familien ihr Bildungsstreben auch auf ihre Töchter, die sich daraufhin als gebildete und oftmals – wenn auch nicht immer – wohlhabende und über ausreichend Freizeit verfügende Frauen für die Frauenbewegung engagierten.<sup>24</sup>

Insgesamt war Religion im Alltag des 19. Jahrhunderts, unabhängig vom Bekenntnis, im Bürgertum eine überwiegend weibliche Angelegenheit. Es waren hauptsächlich Frauen, die aktiv in ihrer Religion lebten, während viele Männer sich aus der Religionsausübung zurückzogen und sich weitgehend auf die weltlichen Dinge konzentrierten, gleichgültig ob Katholiken, Protestanten oder auch Juden.<sup>25</sup> Die religiösen Vorstellungen der weiblichen Rolle wurden dementsprechend von vielen Frauen geteilt und wirkten stark auf ihr Selbstbild ein. Zudem bot der Glaube ihnen mit der kirchlichen Gemeinde- und schließlich auch Sozialarbeit zunehmend die Möglichkeit, sich zu organisieren und öffentlich Einfluss zu nehmen – zumindest in gewissem Maße.<sup>26</sup>

Untrennbar verknüpft mit der Rolle der Ehefrau war die der Haushälterin. Das bürgerliche Bild der stets emsigen Hausfrau, die ihren Lieben ein behagliches Heim bereitet, war um 1850 weit verbreitet und wurde in unzähligen Publikationen propagiert. Ein bürgerliches Familienleben war in einem unordentlich geführten Haushalt geradezu undenkbar. Die Familie selbst galt seit der romantischen Staatslehre<sup>27</sup> als kleinste organische Einheit und Keimzelle des Staates; deswegen war ihre einwandfreie Organisation von größter Bedeutung für das soziale Gefüge und Staatsleben insgesamt. Das Ideal der perfekten Hausfrau wurde in zahlreichen Medien, wie etwa dem *Bazar*, verbreitet, aber auch in den Familien selbst wurde es als selbstverständlich angenommen. In einem ordentlichen Haushalt sollten sich alle Familienglieder wohl fühlen und seelischen und moralischen

24 Das erklärt den relativ hohen Anteil von Jüdinnen in der deutschen Frauenbewegung. Vgl. Uri R. Kaufmann: Jüdische Mädchenbildung, in: Kleinau/Opitz (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung, 99–112.

25 Vgl. Irmtraud Götz von Olenhusen: Die Feminisierung von Religion und Kirche im 19. und 20. Jahrhundert. Forschungsstand und Forschungsperspektiven (Einleitung), in: Dies. (Hrsg.): Frauen unter dem Patriarchat, 9–21; Thomas Mergel: Die subtile Macht der Liebe. Geschlecht, Erziehung und Frömmigkeit in katholischen rheinischen Bürgerfamilien. 1830–1910, in: Götz von Olenhusen (Hrsg.): Frauen unter dem Patriarchat, 22–47; Kaplan: Jüdisches Bürgertum (wie Anm. 23, 107), 103–108.

26 Vgl. Hugh McLeod: Weibliche Frömmigkeit – männlicher Unglaube? Religion und Kirchen im bürgerlichen 19. Jahrhundert, in: Frevert (Hrsg.): Bürgerinnen und Bürger, 134–156.

27 Vgl. Ernst-Wolfgang Böckenförde: Der Staat als Organismus. Zur staatstheoretisch-verfassungspolitischen Diskussion im frühen Konstitutionalismus, in: Ders. (Hrsg.): Recht, Staat, Freiheit. Studien zur Rechtsphilosophie, Staatstheorie und Verfassungsgeschichte, Frankfurt a. M. 1991, 263–272.

Schutz vor den Bedrohungen der Außenwelt finden. Die Folgen schlecht geführter Haushalte, so befürchteten kirchliche und weltliche Autoritäten, wirkten sich letztlich sogar auf gesellschaftlicher Ebene aus.<sup>28</sup>

Die Erziehung junger Mädchen zu guten Hausfrauen galt daher als unerlässlich, da verheiratete Frauen ihren eigenen Haushalt und viele Unverheiratete den von Verwandten leiten mussten.<sup>29</sup> In Familien mit geringerem Einkommen musste die Hausfrau umsichtig und ordentlich haushalten, um unnötige Ausgaben zu vermeiden. Selbst wohlhabende Frauen, die sich Personal für die verschiedensten anfallenden Arbeiten leisten konnten, sollten Kenntnisse über Haushaltsführung besitzen, um die Arbeit ihrer Bediensteten sachgerecht anweisen und kontrollieren zu können. Jedoch war der ‚häusliche Sinn‘, trotz des weiblichen Geschlechtscharakters, den Mädchen keineswegs angeboren, wie es stets behauptet wurde. Die zahlreichen Klagen, auch im *Bazar*, über die mangelhaften Fertigkeiten der weiblichen Jugend zeichnen ein anderes Bild. Offenbar waren viele Mütter, wie die Sorgen der genannten Fachleute andeuten, selbst keine guten Hausfrauen oder vernachlässigten die häusliche Ausbildung ihrer Töchter.

Schulbildung war, wie bereits geschildert wurde, nicht unumstritten. Zwar wurde die generelle Schulpflicht für Mädchen keineswegs angezweifelt, wohl aber – wie auch in der folgenden Quellenuntersuchung gezeigt wird – die Inhalte und die Tiefe der Bildung. Mädchen sollten zwar Grundlagenkenntnisse über verschiedenste Wissensgebiete erlangen, aber im Vordergrund stand die charakterliche Erziehung zu Eigenschaften wie Fügsamkeit, Treue oder Bescheidenheit. Künstlerische Fertigkeiten sollten zur eigenen Erbauung sowie der des sozialen Umfelds auf solidem Grundniveau erlangt werden. Auf wissenschaftliche Bildung konnte man im Hinblick darauf, dass Frauen zu anregenden Gesprächen mit Männern in der Lage sein sowie ihren Kindern früh erste Bildung vermitteln sollten, jedoch nicht vollständig verzichten. Darüber hinaus standen gebildete Frauen schnell im Verdacht, eine ‚Emanzipierte‘ oder ein ‚Blaustrumpf‘ zu sein, sobald ihr Bildungsinteresse als Selbstzweck erschien – auf diese Aspekte gehen die folgenden Unterkapitel weiter ein.

*Der Bazar* erschien demnach anfangs in einer Zeit, in der ein Großteil der Bevölkerung nach der Revolution Ruhe und Frieden in einem harmonischen häuslichen Familienleben suchte. Diesem Bedürfnis kam die Zeitschrift offensichtlich entgegen, denn es gelang ihr von Beginn an, mit ihren belletristischen und handwerklichen Inhalten eine wachsende Leserschaft an sich zu binden. Selbst wenn es im Interesse des Verlegers Schaefer gelegen hätte, seine Zeitschrift zum Forum politischer Äußerungen zu machen, wäre ihm dies kaum möglich gewesen, denn

28 Vgl. *Monika Simmel*: Erziehung zum Weibe. Mädchenbildung im 19. Jahrhundert, Frankfurt a. M. und New York 1980, 144ff.

29 Vgl. *Tornieporth*: Studien zur Frauenbildung (wie Anm. 58, 80), 64–83.

in deren Anfangsjahren war es den Obrigkeiten rechtlich möglich, unliebsamen Verlegern die Konzession zu entziehen und somit deren Existenz zu vernichten.<sup>30</sup> Nach außen hin waren die biedermeierlichen Verhältnisse in der Gesellschaft wiederhergestellt. Besonders in den Familien schienen die Zustände gemäß dem Familien- und Geschlechterideal als unerschütterlich. Zahlreiche Zeitgenossen strebten danach, diese bürgerliche Ordnung in den Medien zu bestätigen und weiter zu befestigen, indem sie beschauliche Bilder familiärer Harmonie schilderten. Doch wie im Folgenden zu zeigen ist, herrschte nach wie vor Verunsicherung bezüglich der Geschlechterverhältnisse und sozialen Sicherheit, die ebenso zur Sprache kam.<sup>31</sup>

## 6.2 Liebe, Fleiß, Pflicht

Bevor wir uns den spezielleren im *Bazar* besprochenen Themen, wie beispielsweise Frauenbildung, zuwenden, ist es notwendig, einen Blick auf die allgemeinen Vorstellungen von Weiblichkeit in der Mitte des 19. Jahrhunderts zu werfen. Zu Beginn des Erscheinens des *Bazar* war die Meinung ausgeprägt, es handele sich bei Frauen und Männern um zwei ausgesprochen unterschiedliche Wesen. Viele der frühen Beiträge in der Zeitschrift schilderten den weiblichen Geschlechtscharakter als verbindendes, jede Individualität übertreffendes Element. So seien sich beispielsweise Frauen auf der ganzen Welt einig in einem gemeinsamen Interesse: dem wöchentlichen Wäschewaschen.<sup>32</sup> Bürgerliche Vorstellungen von Sauberkeit und Weiblichkeit galten als so axiomatisch, dass sie auf die weibliche Weltbevölkerung ausgedehnt wurden.<sup>33</sup> Ebenso wurde konstatiert, allen Frauen sei dieselbe Aufgabe im Leben gestellt. Gleichgültig ob sie sechs oder achtzig Jahre alt seien, hätten alle die Pflicht, stets liebenswürdig und erfreulich zu sein.<sup>34</sup> Eine weitere unumgängliche Regel sei die, männlichen Personen immer nachzugeben und ihnen dienstbar zu sein, sei es als Tochter, Schwester oder Ehefrau.<sup>35</sup> Begründet

30 Vgl. Kurt Koszyk: Deutsche Presse im 19. Jahrhundert. Geschichte der deutschen Presse. Teil II, Berlin 1966, 120ff.

31 Vgl. zur Widersprüchlichkeit der Mentalität in der Presse der Zeit auch Heinrich Lutz: Zwischen Habsburg und Preußen. Deutschland 1815-1866, Berlin 1985, 327–342.

32 Vgl. *Der Bazar*, 15.4.1856, 115.

33 Vgl. dazu Karin Hausen: Große Wäsche. Technischer Fortschritt und sozialer Wandel in Deutschland vom 18. bis 20. Jahrhundert, in: Geschichte und Gesellschaft 13 (1987), 273–303; Barbara Orland: Wäsche waschen. Technik- und Sozialgeschichte der häuslichen Wäschepflege, Reinbek 1991; auch Birgit Althans: Der Klatsch, die Frauen und das Sprechen bei der Arbeit, Frankfurt a. M. 2000, 41–79.

34 Vgl. *Der Bazar*, 23.6.1865, 210.

35 Vgl. *Der Bazar*, 8.2.1864, 50.



wurde dies damit, dass die Frau die Schwächere sei und ihre Stärke allein in der Sanftmut liege.<sup>36</sup>

Während Frauen nahezu gleich waren, galt die Differenz zu Männern dagegen als unüberwindbar. In einigen Passagen ist zu lesen, dass sich die Geschlechter gegenseitig geradezu als fremdartig empfanden. Einem Autor erschienen Frauen als andere Spezies: „Und vollends die Frauen: leben sie nicht in einer eigenen Welt, von den Augen der Männer unerforscht, unerforschlich? Sind in diesen Regionen nicht ganz andere Dinge nützlich und beliebt als in der Männerwelt?“<sup>37</sup> Die Diskrepanz zwischen den Geschlechtern galt nach den Vorstellungen der Zeit als so groß, dass sie einander nicht verstehen konnten und einander rätselhaft bleiben mussten. Bereits diese wenigen Beispiele deuten darauf hin, wie absolut und bestimmend die Annahme von den polaren Geschlechtscharakteren wirkte.

In den Jahrgängen des *Bazar* dieser frühen Phase wurden oft Handlungsregeln für Frauen und Mädchen veröffentlicht, die Leserinnen über schickliches und unschickliches Verhalten informierten, damit sie in der Gesellschaft nicht negativ auffielen. So gehörte es zum sittsamen Verhalten, dass Mädchen auf keinen Fall mit irgendetwas Aufsehen erregten. Unbemerkt und unauffällig zu bleiben sei das oberste Gebot.<sup>38</sup> Dies betraf sowohl das Verhalten als auch das äußere Erscheinungsbild, das weder zu exzentrisch noch zu simpel sein durfte, denn an einer Frau solle man rein gar nichts entdecken dürfen, was Blicke auf sich ziehen könnte. Was gesellschaftliche Veranstaltungen und Vergnügungen betraf, sollte die Frau daran in Maßen teilnehmen, denn auch durch Abwesenheit konnte man unangenehm auffallen. Insgesamt müsse sie sich in jeder Hinsicht bedeckt halten: „Sie verhüllt ihren Körper, wie sie ihren Geist verbirgt.“<sup>39</sup> Eine junge Frau, die sich an diese Regeln halte, würde schnell beliebt, erlange den Respekt des sozialen Umfelds und schließlich auch die Liebe eines Mannes. Ein sittsames, unauffälliges Verhalten war somit von größter Bedeutung, um in der bürgerlichen Gesellschaft bestehen zu können.

Auch in ganz anderen Angelegenheiten mussten Frauen auf ihr Benehmen und strenge Zurückhaltung achten. So wurde beispielsweise die korrekte Redeweise von Frauen behandelt und betont, wie wichtig es sei, dass sie sich eine sanfte, ruhige Stimme aneigneten. Eine solche sei die einzige und beste Macht der Frau, da sie damit Unmut besänftigen und Bitten herzergreifender vorbringen könne.<sup>40</sup> Eine laute weibliche Stimme, die dazu noch Vorwürfe, Anschuldigungen oder auch Gelächter ausstieß, galt dagegen als Bedrohung des häuslichen Friedens, vor der Ehemann und Kinder in ihr Verderben flohen. In einem anderen Beitrag wurden

36 Vgl. *Der Bazar*, 1.2.1859, 39.

37 *Der Bazar*, 1.7.1855, 178.

38 Vgl. *Der Bazar*, 1.10.1855, 254.

39 *Der Bazar*, 1.10.1855, 254.

40 Vgl. *Der Bazar*, 8.7.1862, 198.

Frauen davor gewarnt, in Gesellschaft zu vorlaut zu sprechen. Vertraten sie zu offen in einer Diskussion ihre persönlichen Ansichten, so wurde dies negativ aufgenommen, auch sollten sie nicht vor Männern mit ihren Kenntnissen protzen.<sup>41</sup> Gastgeberinnen, die ihre Person zu sehr in den Vordergrund drängten, anstatt ihre Gäste glänzen zu lassen, wurden sozial verurteilt, da sie die weibliche Sphäre verlassen hätten.<sup>42</sup> Insgesamt sollten Frauen nie darauf bestehen, Recht behalten zu wollen oder zu widersprechen.<sup>43</sup> Leider, so wurde geklagt, sei es dennoch nur zu weit verbreitet, dass weibliche Personen „den Tadel dem Nichtbemerktwerden vorziehen“<sup>44</sup> und deshalb das Gebot der Bescheidenheit ignorierten.

Frauen, die versuchten, Aufmerksamkeit zu erheischen, oder denen auch nur unterstellt wurde, sie wollten dies, wurde Fehlverhalten vorgeworfen.<sup>45</sup> Eine tugendhafte Frau hielt sich stets im Hintergrund; geriet sie kurzzeitig in den Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, so sollte sie sich nach außen hin bescheiden und zurückhaltend zeigen. Dennoch scheinen zahlreiche Frauen diese Vorgaben nicht beachtet zu haben, für einige Autoren und Autorinnen ließ dies auf ihren Egoismus schließen, andere entschuldigten es mit dem allzu menschlichen Streben nach Anerkennung der Persönlichkeit, das jedem Menschen gegeben sei. Alles in allem sollten Frauen Außenstehenden gegenüber kaum individuelle Persönlichkeit zu erkennen geben, stattdessen sollten sie sanft, unauffällig und zurückhaltend sein.

In den frühen Jahrgängen des *Bazar* stand die sogenannte *Häuslichkeit* sehr im Vordergrund. Wie bereits dargestellt, galten Frauen als dem Hause zugehörig, während Männer in die Welt hinaus mussten und nur zur Erholung in die Häuslichkeit zurückkehrten. Dieser Ansicht widersetzte sich niemand, im Gegenteil bemühten sich Artikel, die Vorzüge des häuslichen Lebens der Frauen in warmen, leuchtenden Farben darzustellen. Besonders eine Autorin dieser frühen Phase des *Bazar* engagierte sich auf diesem Gebiet stark: Julie Pfannenschmidt, geborene Burow.<sup>46</sup> In einem ihrer Artikel verteidigte sie die Leistungen und den Stolz von Frauen vor den Anfeindungen, die ihnen von vielen Seiten entgegenschlugen.<sup>47</sup> So wies sie die häufig von Intellektuellen aufgestellte Behauptung entschieden zurück, Frauen würden sich nur um ihren Haushalt Gedanken machen und dabei ihre Seele und ihren Geist völlig außer Acht lassen. Sie entgegnete

41 Vgl. *Der Bazar*, 1.1.1859, 4.; 8.4.1864, 115.

42 Vgl. *Der Bazar*, 23.4.1864, 135.

43 Vgl. *Der Bazar*, 1.12.1857, 357.

44 Ebd.

45 Vgl. dazu Schrott: „Vor allem hüte“ (wie Anm. 107, 43).

46 Vgl. O. A.: Burow, Julie, in: Kosch 2, Bern 1969, 392f; Franz Brümmer: Burow, Julie, in: ADB 25, Leipzig 1887, 604f. Im *Bazar* erschienen ihre Artikel sowohl unter ihrem Mädchen- als auch unter ihrem Ehenamen.

47 Vgl. *Der Bazar*, 1.1.1856, 9.

dieser Behauptung, als langjährige Hausfrau erledige sie die anfallenden Arbeiten gern. Sie sah diese keineswegs als geist- und seelenlos an, denn sie erkannte direkte Ergebnisse dieser Arbeit, so etwa Harmonie und Friedsamkeit der Familie. Die Welt außerhalb des Hauses erschien ihr dagegen unverständlich und unangenehm, voller Kämpfe und Täuschungen. Diese äußere Welt war die, in der Männer agierten. Für Pfannenschmidt war jedoch klar, dass diese Umgebung nicht dafür geeignet sein konnte, auch nur irgend eine Person glücklich zu machen. Glückseligkeit war ihrer Meinung nur in einem Haus möglich, in dem eine fürsorgliche Frau tätig war.

Dennoch gestand die Schriftstellerin ein, dass viele Frauen kein großes Interesse an Hausarbeiten hatten. Diese ermahnte sie, sich auf ihre eigentlichen Aufgaben zu konzentrieren, denn die Beschäftigung mit weiblichen Aufgaben sei eine Verpflichtung nicht nur gegenüber Mitmenschen, sondern auch gegen Gott und die Natur. Pfannenschmidt gab zu, dass durchaus zahlreiche Frauen kein Talent oder Interesse an den weiblichen Arbeiten besaßen, doch sollten sie sich ihrer wahren Verpflichtung bewusst werden und Besserung geloben. Selbst Männer, die so oft über Hausarbeit spotteten, waren auf die Leistungen ihrer weiblichen Angehörigen angewiesen. Ohne die Unterstützung seiner Frau war ein Mann in manchen Dingen geradezu hilflos:

„Dem Gatten, den sein Beruf in die Welt führt, giebt sie indem sie seine blendend weiße Wäsche plättet und faltet, das saubre und respectable Ansehn, das er trotz seiner geistigen Würde und Tüchtigkeit leicht vernachlässigen könnte, wenn er selbst für seine äußere Person sorgen sollte.“<sup>48</sup>

Das körperliche und seelische Wohlergehen der gesamten Familie hing an den Fähigkeiten der Hausfrau, mit ihr stand und fiel das gesellschaftliche Ansehen der ganzen Familie.<sup>49</sup> Auch wenn die Ergebnisse der Frauenarbeit Außenstehenden verborgen blieben, waren sie daher wichtig. Pfannenschmidt ging sogar so weit zu sagen, dass der weibliche Beruf, „recht erfaßt, ein viel schönerer und wichtigerer als der der Männer“<sup>50</sup> sei. Ihre Arbeit bereite anderen Zufriedenheit und Glück, was man von den meisten Berufen und Tätigkeiten der Männer nicht behaupten könne. Zudem habe die Arbeit der Frauen großen Einfluss auf die Zukunft, da sie Söhne und Töchter für die kommende Gesellschaft erzögen; gleichzeitig seien die Frauen der Familie die direkte Verbindung zu den vorhergegangenen Generationen.<sup>51</sup> Frauen stehen demnach außerhalb der Geschichte, sie sind in ihrem

48 Ebd.

49 Vgl. dazu Ute Frevert: „Fürsorgliche Belagerung“. Hygienebewegung und Arbeiterfrauen im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: Geschichte und Gesellschaft 11 (1985), 420–446.

50 *Der Bazar*, 1.1.1856, 9.

51 Vgl. ebd.

Wesen unveränderlich.<sup>52</sup> Pfannenschmidt sah die Hausfrau und Mutter, ganz im Geiste ihrer Zeit, als Priesterin der Glückseligkeit: „Am Heerde schaffend, schürt die Hausfrau ganz eigentlich das heilige Feuer, denn der häusliche Heerd, der Familientisch, sind die Altäre des menschlichen Glückes.“<sup>53</sup> Und ähnlich poetisch beschrieb sie die geradezu geniale Schaffenskraft der Frau, die gleich einer Zauberin ihrer Familie das glücklichste Heim bereitete: „Frauenfleiß ist der Zauber, der dem Genius des Glückes die bunten Fittige bindet, und ihm ein Nestchen baut im heiligen Bereich des Hauses; welcher Künstler, welcher Fürst, ja welcher Zauberer könnte mehr als – beglücken!“<sup>54</sup>

Pfannenschmidt bezweckte mit ihrem Artikel die Anerkennung der weiblichen Leistungen. Sie widersprach der weit verbreiteten Meinung vieler berühmter Denker, dass Frauen ein ereignisloses Leben voll gedankenloser und unbedeutender Tätigkeiten führten, indem sie aus ihrer eigenen Erfahrung als Hausfrau sprach. Sie selbst habe niemals das Gefühl gehabt, unnütz und bedeutungslos zu sein. Ausführlich erklärte sie, die Familie sei von der Hausmutter abhängig, sowohl in körperlicher wie gesellschaftlicher und seelischer Hinsicht. Die weibliche Arbeit springe nicht direkt ins Auge, sei aber überaus wichtig für die gesamte Menschheit. Sie sei zeitlos, da sie Generationen überspanne, sowie beinahe übersinnlich und spirituell. Im Grunde sei sie sogar wichtiger als die der Männer, denn die weibliche Arbeit greife direkt in das Wohlbefinden der Menschen ein. Laut der Autorin konnte es jedoch vorkommen, dass ihnen in einigen Fällen nicht auch das nötige Interesse daran mitgegeben wurde.

Pfannenschmidts Artikel sollte sicherlich dazu beitragen, diese verlorenen ‚Schäffchen‘ wieder auf den richtigen Weg zu bringen, indem sie das wahre Ausmaß und die Tragweite der weiblichen Leistungen erkannten. Frauen, die bereits als Hausfrauen tätig waren, sollten in ihren Bemühungen bestärkt werden, sie sollten erkennen, welch wichtigen Anteil sie am Wohle der Menschheit bereits hatten. Für Pfannenschmidt ist der Beitrag eine Motivation, auf diesem Weg zu bleiben. Frauen, die sich nicht um eine eigene Familie kümmern konnten, sprach Pfannenschmidt hier nicht an, ihnen wurden eigene Artikel gewidmet.

Auch andere Beiträge hoben die überaus große Bedeutung der Häuslichkeit hervor. So wurde gemahnt, dass die Frau mit ihrer Haushaltung für den finanziellen Stand des Ehemannes mitverantwortlich sei, indem sie entweder sparsam oder verschwenderisch arbeitete. Führte sie ihren Haushalt unordentlich, standen Möbel am falschen Platz, waren Tischtücher fleckig oder fehlten Knöpfe an der Kleidung, so hatte der Mann jeden Grund, Groll gegenüber ihr zu hegen und

52 Vgl. dazu Walter Erhart: Familienmänner. Über den literarischen Ursprung moderner Männlichkeit, München 2001, 87.

53 *Der Bazar*, 1.1.1856, 9.

54 Ebd.

letztlich sogar die Liebe zu ihr zu verlieren.<sup>55</sup> Eine vernünftige Frau musste daher alles daran setzen, ihre Häuslichkeit perfekt zu gestalten, um nicht die Liebe ihres Gatten zu verspielen.

Die Begriffe *Frau* bzw. *Weib* galten in dieser Zeit geradezu als Synonyme von *Haus*. Während dem Mann (zumindest theoretisch) die gesamte Welt offenstand, wurde die Frau auf das Haus beschränkt: „Wenn der Mann sagt: ‚Die Welt ist mein Haus‘, so soll die Frau sagen: ‚Das Haus ist meine Welt.‘“<sup>56</sup> Das Haus selbst wurde zudem regelmäßig mit religiösen und magischen Zuschreibungen versehen. So galt es als Bannkreis, der dem Bösen den Zugriff zur Familie verwehrte, als Heiligtum und Freistätte vor den Bedrohungen der Außenwelt.<sup>57</sup> Ein derartiger Zufluchtsort war jedoch nur in Kombination mit einer fürsorglichen Frau zu erhalten; nur dieser konnte es gelingen, selbst mit den bescheidensten Mitteln, ein solches Refugium zu errichten:

Wer ein treues Weib besitzt, hat auch solch ein Daheim. Denn die Frau ist das Haus. Und wenn sie nur den gestirnten Himmel als Decke, den Glühwurm im Glase als einziges Feuer hat, baut sie mit ihren Armen ein Haus um uns. Freilich, die wahre Weiblichkeit allein thut und vermag dies, Weiblichkeit, die nicht sengendes Wildfeuer, sondern mildleuchtende Wärme ist.<sup>58</sup>

Das Haus wurde als ‚Welt‘ der Frauen beschrieben, sie fungierten dort auch als ‚Priesterin‘, häufig personifizierten sie das Haus sogar. Eine solche wahre Frau galt als ein geradezu übernatürliches, engelsgleiches Wesen von überlegener Moral, unfehlbar und von untrüglicher Weisheit.<sup>59</sup> Zwar wurde der so hoch gelobten Frau zugestanden, immer noch ein menschliches Wesen zu sein, jedoch hing die Ideologie der Zeit die Messlatte der moralischen Standards so hoch, dass sie von keiner Frau je erreicht werden konnte. Bei allem Lob auf diese ideale Weiblichkeit gestanden einige Artikel auch ein, dass diese im Alltag schwer zu erreichen sei, was unter anderem auch an der Einstellung der Ehemänner zu ihren Frauen liege. Die hier bereits angedeutete, potentiell problematische Beziehung der Ehepartner zueinander wird in folgenden Abschnitten weiter besprochen. Zunächst wenden wir uns einer weiteren Gruppe zu, die sicherlich auch einen großen Anteil an der Leserschaft des *Bazar* ausmachte: den ledigen Frauen.

Diese nahmen, wie gezeigt, eine besondere Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft ein. *Der Bazar* vergaß in seinen Darstellungen des Frauenlebens diese recht große Bevölkerungsgruppe nicht und widmete ihr mehrere Artikel. Besonders häufig wurde das Gefühl lediger Frauen beklagt, ein nutzloses und abhän-

55 Vgl. *Der Bazar*, 15.12.1860, 364.

56 *Der Bazar*, 8.10.1865, 229.

57 Vgl. *Der Bazar*, 1.4.1857, 101; 1.1.1860, 5; 8.11.1866, 338.

58 Ebd.

59 Vgl. ebd.

giges Leben zu führen und von niemandem gebraucht zu werden.<sup>60</sup> Auch hier war wieder Julie Burow sehr engagiert, ein gutes Wort für diese oft verachtete Gruppe einzulegen und für mehr Respekt ihnen gegenüber zu werben. Sie prangerte die gesellschaftliche Zurücksetzung lediger Frauen an, die sich auf vielfache Weise zeigte. So wurden viele von ihnen beschuldigt, selbst an ihrer Ehelosigkeit schuld zu sein, da sie entweder aus Eitelkeit zu hohe Ansprüche an einen Ehemann gestellt hätten oder zu unbedeutend und unscheinbar gewesen seien, beides seien anmaßende Vorwürfe. Als besonders grausam empfand Burow die Anschuldigung, diese Frauen hätten ihre Lebensbestimmung verfehlt:

Das [verfehlt Lebensbestimmung, Anm. B. K.] ist ein schweres fürchterliches Wort, ein Wort, das das Herzblut erstarren macht. Wir weinen um die Todten; aber leben, leben ohne Zweck und Ziel, leben und die Bestimmung des Lebens verfehlt haben, das ist viel schrecklicher als der Tod ist, schlimmer als das Nichts, und das, was verfehlt existirt, ist etwas Verkehrtes, Abnormes! Das Geschick einer alten Jungfer wäre nicht bloß ein trauriges, es wäre ein fürchterliches, wenn sie ihre Lebensbestimmung verfehlt hätte.<sup>61</sup>

Um diese Behauptung zu widerlegen zählte die Autorin die Namen und Taten ihrer ledigen Freundinnen und Verwandten auf, die sich allesamt fürsorglich um schwache und kranke Familienmitglieder kümmerten, ihnen Haushalte führten und ihre Kinder erzogen und unterrichteten. Darüber hinaus vergaßen sie ihre eigene geistige Bildung nicht. Fast allen bot sich die Gelegenheit zu einer Eheschließung, jedoch haben sie sich bewusst aus moralischen Gründen dagegen entschieden, da sie keine lieblose Beziehung aufgrund von Geld- oder Standesfragen eingehen wollten. Diese Frauen, so Burow, hätten keineswegs ihre Lebensbestimmung verfehlt, im Gegenteil seien sie durch die Ausübung ihrer Pflichten und die Ausbildung ihrer geistigen Kräfte zu wahren Menschen geworden. Selbst ohne leibliche Kinder, würden sie Spuren hinterlassen in der Dankbarkeit und Zuneigung derer, denen sie Gutes taten.<sup>62</sup>

Burow erklärte, dass Menschen, die ernsthaft über das Thema Lebensbestimmung nachdenken würden, niemals zu dem Schluss kommen könnten, der ausschließliche Daseinszweck einer Frau läge in der Ehe und Mutterschaft, da diese an Zufälligkeiten gebunden seien, die das Individuum nicht beeinflussen könne. Die Pflichterfüllung gegenüber Gott und den Mitmenschen aber sei jedem Menschen, unabhängig von Geschlecht und sozialer Stellung, auferlegt, und in deren Erfüllung liege die wahre Lebensbestimmung, die jeder Mensch für sich selbst in der Hand habe. Für Frauen seien Ehe und Mutterschaft wohl ein naheliegender

60 Vgl. *Der Bazar*, 1.7.1857, 183.

61 *Der Bazar*, 1.3.1856, 63f.

62 Vgl. ebd.

Weg hin zur Erfüllung dieser Aufgabe, aber durchaus nicht der einzige. Jede alte Jungfer, die einen guten Einfluss auf ihre Familie und Nachbarschaft ausübe, leiste einen ebenso großen und bedeutenden Beitrag zum allgemeinen Wohlergehen wie eine Familienmutter.<sup>63</sup> Diesen Artikel kann man als frühes Plädoyer der gegen Ende des Jahrhunderts häufig beschworenen *geistigen Mütterlichkeit* verstehen: Frauen mussten nicht verheiratet sein und eigene Kinder zur Welt bringen, sie konnten ihre natürlich vorhandenen weiblichen Eigenschaften auch als Unverheiratete der Menschheit zur Verfügung stellen und sie somit ein Stück weit bessern.

Das Leben der Frau galt als undenkbar ohne *Liebe*. Verschiedene Beiträge warfen ein Licht auf das komplexe symbolische Gespinnst um die weibliche Liebe, das auf das Leben der Menschen im 19. Jahrhundert so tiefgreifende Auswirkungen hatte. So hieß es, ein Leben ohne Liebe sei für weibliche Wesen gleichbedeutend mit Nichtexistenz.<sup>64</sup> Als am entscheidendsten galt die Liebe zum Ehemann und zu den eigenen Kindern, zeitlich davor stand jedoch die zur eigenen Herkunftsfamilie. Besonders für ihren Vater sei eine Tochter durch ihre selbstlosen Wohltaten, die sie ihm aus Liebe bereite, ein steter Quell des Glücks und der Freude.<sup>65</sup> Doch obwohl diese Liebe zum Vater bereits als sehr groß geschildert wurde, galt die Liebe zum Ehemann als noch bedeutender.

Erst dadurch, dass eine junge Frau ihre Liebe zu einem Mann erkannte, bildet sich ihr wahrer weiblicher Charakter aus, so erklärte ein anonymes Artikel.<sup>66</sup> All ihr Streben ist nun darauf gerichtet, den Geliebten zu beglücken. Während sie alles gibt, was sie besitzt, wünscht sie noch mehr zu besitzen, noch schöner zu sein, nur um ihn noch mehr erfreuen zu können. Für sich selbst wünscht sie dagegen kaum etwas, sie benötigt kein Opfer ihres Geliebten oder anderen Liebesbeweis, sie ist zufrieden mit der bloßen Versicherung, von ihm geliebt zu werden. Sie richtet ihr gesamtes Leben auf diesen Mann aus, und es gilt als bemerkenswert, „wie schnell die Frau ihre eigene Individualität dem Manne unterordnet, ihre eigenen Ansichten aufgibt, nur mit seinen Augen sieht, nur von seinem Gesichtspunkte aus urtheilt.“<sup>67</sup>

Nicht nur, dass sie ihre Persönlichkeit für diesen Mann ändert, sie erklärt sich zudem bereit, für ihn sogar ihre Familie zu verlassen, die sie ja ebenfalls über alle Maßen liebt. Diese völlige Hingabe an einen Fremden ist jedoch nicht so unnatürlich, wie es auf den ersten Blick erscheint, denn sie liegt begründet in unabänderlichen Naturgesetzen, die schon immer wirkten und immer wirken werden. Die Natur hat der Frau die Liebe als leitende Kraft angewiesen, somit

63 Vgl. ebd., 64.

64 Vgl. *Der Bazar*, 15.12.1860, 364.

65 Vgl. *Der Bazar*, 15.4.1859, 113.

66 Vgl. *Der Bazar*, 8.8.1862, 231.

67 Ebd.

muss die Frau der Liebe folgen, wohin auch immer sie diese führe. Oder in den Worten des Autors/der Autorin: „Die Liebe ist dem Herzen des Weibes als heilige, läuternde Flamme verliehen, sie ist die oberste Gesetzgeberin, die unumschränkte Beherrscherin des Herzens und alle anderen menschlichen Neigungen müssen sich ihr unterordnen.“<sup>68</sup> Die Liebe der Frau war unendlich, zumindest sollte sie es sein.<sup>69</sup>

Diesem idealen Ablauf, dass eine Frau mit ihrem geliebten Ehemann bis ans Lebensende glücklich und zufrieden war, stand jedoch die Wirklichkeit gegenüber, in der derartig vollkommene Beziehungen wahrscheinlich eher selten waren. Auch die Person, die den hier behandelten Beitrag verfasst hatte, war sich dessen bewusst und musste eine Erklärung dafür liefern, wieso die Liebe der Frauen auch wieder erlöschen konnte. Ihrer Ansicht nach stellte die Unvergänglichkeit der Liebe einen Beweis ihrer Echtheit dar. Dies bedeutet, dass eine Liebe, die irgendwann verging, sich im Nachhinein als falsch herausstellte und nie wahr gewesen war. Ob man seinen Partner wahrhaft liebte, ließ sich also nur im Langzeitversuch herausfinden. Allerdings lag das Gelingen der Liebe nicht allein an der Frau, auch der Mann musste sich als würdig erweisen, denn eine „edle Frauenseele“ könne in sich zwar kurzzeitig das Bild eines „unwürdigen Mannes“ aufnehmen, aber dabei handle es sich nur um eine kurzzeitige Verwirrung, die bald vorbei sei. Das „edle Frauenherz“ schließt „alles Gemeine, Niedrige“<sup>70</sup> aus.

Weibliche Wesen wurden, so hieß es in diesem Beitrag, vom Naturgesetz der Liebe geleitet, sie waren in gewisser Weise daraufhin programmiert. Irgendwann verliebten sie sich in einen Mann und das Programm spielte sich ab. Ohne dass es ihnen bewusst war, entwickelten sich die fürsorglichen und selbstlosen Charakterzüge in ihnen, sie wurden so zu ‚wirklichen‘ Frauen. Nach der Entdeckung ihrer Gefühle richteten sie sich komplett auf ihren geliebten Mann aus; sie waren bereit, alles für ihn zu geben, ohne jede Gegenleistung. Sie übernahmen seine Weltanschauung und verließen für ihn sogar ihre geliebten Familien.

Dieses Verhalten schien auch den Zeitgenossen und -genossinnen auf den ersten Blick merkwürdig und unnatürlich, es wurde jedoch mit von Gott gegebenen Naturgesetzen erklärt. Wahre Liebe im Sinne dieses Beitrags musste bis zum Tod des Gatten und sogar darüber hinaus Bestand haben. Erkalte sie vorher, wenn auch möglicherweise erst nach Jahrzehnten, so war sie auch zu keinem Zeitpunkt zuvor wahr gewesen. Aber auch die anderen in diesem Artikel beschriebenen Möglichkeiten zum Scheitern der Liebe klingen sehr ernüchternd. Entweder verfügte die Frau nicht über ein „edles Herz“ oder der Mann galt als

68 Ebd.

69 Vgl. dazu *Biermann*: Die einfühlsame Hälfte (wie Anm. 34, 74), 18f.

70 *Der Bazar*, 8.8.1862, 231.



„gemein“ und „niedrig“. <sup>71</sup> Dieser Text konnte sicherlich einen großen Druck auf die Leserin oder auch den Leser aufbauen, betreffend die Erwartungen, als Frau zu lieben oder als Mann geliebt zu werden. Es gab keine Zwischenstufen: Entweder man liebte wahrhaftig oder gar nicht. Für den Autor dagegen schien der Vorgang des Liebens gewissermaßen als ein Wunder der Natur, das wie Magie vor sich ging, schon immer gewirkt habe und immer wirken werde.

Diesem Artikel mit seiner Idealisierung der weiblichen Liebe als naturgegebener, unendlicher, quasi automatisierter Hinwendung zu einem Mann standen im *Bazar* jedoch auch andere Beiträge gegenüber, in denen Konflikte zwischen den Geschlechtern besprochen wurden. So veröffentlichte die Redaktion den Brief einer Leserin, in dem diese die männliche Arroganz angriff. Sie machte den Vorwurf, Männer würden bei der Brautschau eher nach Äußerlichkeiten gehen, anstatt inneren Werten Beachtung zu schenken. All dies sei jungen Frauen bewusst, weswegen sie so stark auf ihr Äußeres bedacht seien, wofür sie dafür dann auch noch Tadel von den Männern erhielten. Zudem kritisierten viele Männer Eitelkeit, Charakterschwäche usw. der Frauen und fühlten sich ihnen meilenweit überlegen. Dabei, so die Autorin ironisch, waren sie selbst daran Schuld, dass Frauen mehr auf Äußerlichkeiten gäben, als auf Persönlichkeit. Sie fragte:

Habt Ihr weisen Männer, die Ihr uns armen weiblichen Creaturen so weit überlegen seid an geistigem Scharfblick und philosophischen Begriffsvermögen, habt Ihr denn noch nie bemerkt, daß der Charakter des Weibes stets war, ist und ewig sein wird das wichtigste Maaß und der treue Widerschein dessen, was dem Mann als liebens- und begehrenswert erscheint?<sup>72</sup>

Dementsprechend müssten Männer, die eine Frau mit guten Charaktereigenschaften wünschten, schon vor der Eheschließung eher auf die inneren Werte achten, anstatt auf bloße Äußerlichkeiten. Nur dann würden Frauen es „der Mühe werth halten, nach diesen innern Vollkommenheiten vorzugsweise zu streben – doch früher – wahrscheinlich nicht!“<sup>73</sup>

Allerdings erschien trotz dieses scharfen Angriffs auf die männliche Oberflächlichkeit die Frau auch hier wieder als auf den Mann ausgerichtet. Offensichtlich hatte sie, diesem Brief zufolge, kein besonderes eigenes Interesse an inneren Werten, sondern nur dann, wenn sich diese als nützlich bei der Partnersuche erwiesen. Dennoch ist es sehr aufschlussreich, dass die Redaktion einen derartigen Text veröffentlichte, in dem eine Frau die Männer so deutlich kritisierte und ihnen Fehlverhalten vorwarf.

71 Ebd.

72 *Der Bazar*, 15.2.1857, 56.

73 Ebd.

Die große Bedeutung der Eheschließung im Leben bürgerlicher Frauen wurde bereits an verschiedenen Stellen herausgearbeitet. Im Allgemeinen wurde im *Bazar* das Streben nach einer Verheiratung mit der Sehnsucht nach Liebe erklärt, es gab jedoch einige Ausnahmen. So wurde geschildert, der Großteil der weiblichen Bevölkerung finde niemals irgendeine soziale Beachtung. Die Hochzeit sei für diese gewöhnlichen Personen die einzige Gelegenheit, in ihrem Leben von der Gesellschaft Aufmerksamkeit zu erhalten. Erst wenn sie den Brautkranz trage, würde eine Frau die volle Aufmerksamkeit ihrer Umgebung erhalten, wenn auch nur für kurze Zeit.<sup>74</sup> Doch bereits diese flüchtige Beachtung wirke auf viele so verführerisch, dass sie nur deshalb heiraten wollten, um sie wenigstens einmal zu erlangen.

Der Artikel räumte ein, dass dies sehr unrühmlich für den weiblichen Charakter klang, sei aber nicht so gemeint. Denn in jedem Menschen stecke das Bedürfnis nach Individualität und Geltung, deswegen sei es nicht überraschend, dass auch Frauen derartige selbstsüchtige Wünsche besäßen: „Ist es nicht verzeihlich, wenn das übersehene und das nach Anerkennung, nach Würdigung strebende Weib sich sehnt, es möge ihr dadurch, daß ein Mann sie zu seiner Braut, zu seiner Lebensgefährtin, wählt, Gelegenheit werden, der Welt zu sagen: Ja, ich bin etwas werth!“<sup>75</sup> In einem solchen Fall diene nicht die Liebe – also das eigentlich normativ vorgeschriebene Motiv der Eheschließung – als Antrieb, sondern das Bedürfnis unbeachteter Frauen nach Aufmerksamkeit. Auf eine andere Art und Weise positive Beachtung zu erlangen, war für sie zu dieser Zeit kaum möglich.

Weitere Beiträge wiesen ebenfalls auf die Kompliziertheit von Eheschließungen hin, da Liebe allein nicht ausreiche. So hieß es, dass viele junge Leute unbedacht Verlobungen miteinander schlossen, sobald sie ihre Liebe zueinander erkannt hatten – unbedacht deshalb, weil die Berufsausbildung den jungen Mann meist kurz darauf in die weite Welt hinaustrieb, wo er tausenden neuen Eindrücken ausgesetzt wurde, die seine Gefühle für seine daheimgebliebene Verlobte verdrängten.<sup>76</sup> Diese wiederum wartete in den meisten Fällen treu auf ihn und schlug andere Partien aus, obwohl ihr Verlobter sie längst vergessen hatte. Ihr drohte in diesem Fall die Ehelosigkeit. Selbst wenn der Mann seiner Braut die Treue hielt, so konnte in vielen Fällen eine Eheschließung erst nach Jahren des Wartens erfolgen. Der Grund dafür lag im mangelnden materiellen Vermögen des zukünftigen Familienvaters. Zwar galt die Liebe zum Gelingen einer Ehe als essentiell, allerdings auch nicht als allein ausschlaggebend, denn ohne Geld war eine Heirat undenkbar.

74 Vgl. *Der Bazar*, 1.1.1858, 4.

75 Ebd.

76 Vgl. *Der Bazar*, 15.6.1858, 208f.

Die lange Wartezeit, bis das notwendige Vermögen erwirtschaftet war, barg ebenfalls Risiken. Denn viele Männer, so hieß es, verloren in dieser Zeit ihre Gefühle für ihre Verlobte und heirateten sie nur noch aus Pflichtgefühl gegenüber ihrem alten Versprechen. Der Beitrag warnte daher junge Frauen, ihrem Verlobten eine „Fessel“ anzulegen, indem sie auf die Einhaltung dieses Versprechens bestanden:

Nehmt ihm nicht seine ‚Freiheit‘, des Jünglings köstlichstes Gut, selbst wenn Euch die Fessel eine beglückende scheint. Wenn im Taumel der Leidenschaft der Jüngling selbst noch nicht weiß, wie leichtsinnig er mit seinem und fremden Lebensglück spielt, indem er ein Mädchen als Braut an sein Schicksal ketten will, an das Schicksal, daß [sic] er durch Studium und Arbeit sich erst gestalten muß, so habt die Überlegung für ihn.<sup>77</sup>

Eine Frau, die dies ignorierte, verdiente Missbilligung, weil sie ihren Gatten gewissermaßen mit dem Treueversprechen einfind und ihm aus Selbstsucht seine Freiheit nahm, sein wichtigstes Besitztum. Zur Vermeidung derart würdeloser Ehen sowie um nicht das Risiko einzugehen, sitzen gelassen zu werden, sollten die jungen Frauen diejenigen sein, die das Für und Wider einer Verlobung in Jugendjahren abwägen und diese im Zweifelsfall ablehnten. Der Autor erkannte, dass dies ein sehr unromantischer Vorgang war, aber dennoch zwingend notwendig zur Vermeidung eines Fiascos.

In diesem Beitrag kam es zu einer bemerkenswerten Verdrehung des bisher dargestellten Liebesbegriffs. Während es zuvor hieß, die Liebe sei ein irrationaler, wie instinktiv in der Frau ablaufender Vorgang, wurde hier erklärt, die junge Frau sollte – auch im Taumel der ersten Liebe – so viel Rationalität behalten, dass sie sich bewusst gegen eine zu frühe Verlobung entscheiden konnte. Lange Jahre des Wartens galten als riskant, da sich die Gefühle des Mannes abkühlen konnten. Eine Frau, die auf die Erfüllung eines alten Eheversprechens pochte, handelte verwerflich, da sie das Lebensglück des Mannes ruinierte. Anstatt ihn in eine von seiner Seite nicht mehr gewünschte Ehe zu zwingen, sollte sie es lieber in Kauf nehmen, selbst unverheiratet zu bleiben. Aus Liebe zu ihm sollte sie auf ihn und eine Erhöhung zur Ehefrau verzichten, falls er mit dieser Entscheidung unglücklich zu werden drohte. Es zeigt sich hieran, dass Frauen stets dazu angehalten wurden, ihren Lebenszweck in der Ehe zu suchen, man sie gleichzeitig aber auch dazu aufforderte, diesem Lebensziel zu entsagen, falls ein Mann dadurch der Leidtragende werden könnte.

Selbst wenn trotz dieser Hindernisse eine Ehe zustande kam, stand deren glücklicher Verlauf durchaus nicht fest. In vielen Artikeln wurde die Ehe als solche nicht in Frage gestellt, aber auf Schwierigkeiten hingewiesen. So kam es im-

77 Ebd., 209.

mer wieder vor, dass Autorinnen Ehen beschrieben, in denen der Ehemann ein „Despot“ sei, der seiner Ehefrau und weiteren Haushaltsmitgliedern das Leben versauere.<sup>78</sup> Dies konnte sogar dazu führen, dass sich die Frau wünschte, niemals geheiratet zu haben. Angesichts der immensen Bedeutung, die man der unendlichen Liebe der Frauen zu ihren Ehemännern zuschrieb, ist dieses Eingeständnis sehr aufschlussreich.

Häufig bestand auch das Problem, dass Männer sich im Eifer ihrer Brautwerbung ein ideales Bild ihrer Zukünftigen machten, das diese im Alltag nach der Hochzeit unmöglich aufrecht erhalten konnte.<sup>79</sup> In diesen ersten Wochen musste sich eine junge Ehefrau seelisch darauf vorbereiten, den wahren Charakter ihres Mannes zu entdecken und dabei eine Enttäuschung zu erfahren. Die junge Frau sollte sich auf das Schlimmste gefasst machen: „*Stähle Dich zum Anblick der Wirklichkeit, mache Dich stark, wenn sich Dir die Gewißheit aufdrängt, daß Du eine Niete in der großen Lotterie des Lebens gezogen*“.<sup>80</sup> Falls der Gatte sich dagegen als ebenso aufmerksam wie zuvor erwies, so durfte sie „Gott mit nie ermüdender Dankbarkeit, für den seltenen, unschätzbaren Preis“ danken.<sup>81</sup> Sollte eine Frau mit ihrem Gatten an eine „Niete“ geraten sein, so hieß es für sie, diese Situation auszuhalten und auf das Beste zu hoffen. Eine Scheidung kam mit Rücksicht auf die Gesellschaft kaum in Frage.

In einer Erzählung schilderte eine Autorin die Ehe einer Frau mit einem un-ausstehlichen Mann. Trotz dessen ständiger Schikanen bemühte sie sich stets um sein Wohlergehen, bis er nach Jahren endlich seine Liebe zu ihr entdeckte und sich die Ehe zum Guten wandte. Für die Autorin war klar, dass dies die einzig vernünftige Handlungsweise der Ehefrau darstellte. Eine ernsthafte Auseinandersetzung mit dem Gatten wäre fruchtlos geblieben, da „uns Frauen die geeigneten Waffen fehlen“<sup>82</sup> und wahrscheinlich eine Scheidung zur Folge gehabt hätte, die aufgrund sittlicher und sozialer Bedenken um jeden Preis zu vermeiden war. Die Frau habe sich deswegen pflichtbewusst und unermüdlich um das Wohlbefinden ihres Mannes bemüht und so habe sie letztlich doch seine Liebe gewonnen und damit die Ehe gerettet. Dies stellte die einzig gute Lösung eines Ehekonflikts dar, denn „*Sanftmuth, Liebe und Ergebenheit sind die besten, ja die einzigen Waffen einer Frau*“.<sup>83</sup>

Die Ehe war also das große Lebensziel jeder jungen Frau. Ob eine solche überhaupt zustande kam, blieb jedoch fraglich. Keinesfalls selbstverständlich war zudem, dass die Frau in ihrer Ehe glücklich wurde, denn – das gaben Autorinnen

78 *Der Bazar*, 8.1.1864, 17; vgl. auch 8.2.1864, 51.

79 Vgl. *Der Bazar*, 1.3.1860, 71.

80 Ebd. Hervorhebung im Original.

81 Ebd.

82 *Der Bazar*, 23.12.1863, 382.

83 Ebd. Hervorhebung im Original.

zu – die Ehemänner konnten sich als Tyrannen entpuppen. Geriet eine Frau an einen solchen Tyrannen, war ihre einzige Option, die Lage auszuhalten und ihn trotz allem zu umsorgen, also ihren weiblichen Verpflichtungen zu entsprechen.

### 6.3 Zu viel und zu wenig Bildung

Um die allmähliche Entwicklung der Bildungsmöglichkeiten von Frauen im Lauf der Zeit und der Jahrgänge des *Bazar* nachvollziehen zu können, ist zunächst zu betrachten, wie sie zu Beginn der Zeitschrift dargestellt wurden. Was wurde als notwendiges Wissen für Frauen beschrieben und auf welche Weise sollten sie dieses erlangen? Der Begriff der Bildung ist nicht eindeutig, in Beiträgen wurde er sowohl in Bezug auf natur- und geisteswissenschaftliche Kenntnisse verwendet als auch auf künstlerische oder häusliche; auch wurde er oft mit der charakterlichen Erziehung vermengt. Einig waren die Verfassenden jedoch darin, dass die Bildung der Frauen in den 1850er und 1860er Jahren wesentlich umfassender und anders geartet war als in früheren Jahrzehnten.

Aufschlussreich ist ein Artikel, in dem eine Autorin Frauen dreier Generationen vorstellte. Die zu Beginn des Jahrhunderts geborene Großmutter, ein „sauberes, einfaches, bescheidenes Frauchen“, <sup>84</sup> sei schlicht erzogen worden, ohne jegliche Ansprüche an ihre Kleidung oder Ernährung. Heute habe sie noch einige schwache Erinnerungen an ihren bescheidenen Schulunterricht, in dem sie Geschichte, Geographie und Gedichte gelernt habe. Zudem könne sie etwas singen, malen, Gitarre spielen und orthographisch richtig schreiben. Ihre Gespräche seien nicht tiefgründig, aber unterhaltsam und angenehm, zudem habe sie vernünftige Ansichten und würde niemals langweilen. Das Wissen der Großmutter war begrenzt, aber solide und deswegen verlässlich. Ihre Tochter dagegen, die in den 1830er Jahren zur Schule gegangen war, habe eine umfangreichere Schulbildung genossen. Aufgrund dieser Erziehung habe sie wesentlich fundiertere Kenntnisse als ihre Mutter, sie könne vortrefflich Klavier spielen, zudem lese sie viel und könne daher sogar über politische Themen mitsprechen. Aufgrund ihres Wissens könne sie besser reden und schreiben als ihre Mutter, aber ihr Stil sei trocken und langweilig. Die zwanzigjährige Frau von heute habe wiederum noch bessere Schulbildung erhalten, sei aber dementsprechend oberflächlicher und es mangle ihr an Liebenswürdigkeit. Dieser Artikel deutet bereits darauf hin, dass weibliche Bildung von vielen Zeitgenossen als Antagonismus zur Liebenswürdigkeit verstanden wurde. Andere Beiträge, die im Folgenden dargestellt werden, lobten dagegen die verbesserte Bildung, da sie zahlreiche Vorteile bot. Warnungen,

84 *Der Bazar*, 8.5.1866, 151.

durch zu viel Bildung könnten Frauen zu sogenannten Blaustrümpfen werden, sind Thema eines späteren Kapitels.

Die bessere Bildung der Frauen wurde mit der Einführung der Volksschulpflicht in Zusammenhang gebracht. So hieß es beispielsweise in einem Beitrag, der sich mit dem Thema Sprache beschäftigte:

Noch vor ungefähr 50 Jahren, wo die Bildung der Frauen überhaupt eine weniger wissenschaftliche war, rechnete man denselben Sprachfehler nicht hoch an, doch unmerklich ist mit dem verbesserten Unterrichtswesen, der größern Planmäßigkeit der Schulbildung, deren Vortheile auch dem weiblichen Geschlecht zufließen, der geistige Standpunkt der Frauen auf eine höhere Stufe gerückt.<sup>85</sup>

Durch Schulunterricht, anspruchsvolle Lektüre und gesellschaftlichen Umgang gefördert, wurden Frauen stärker an eigenes Nachdenken gewöhnt, sie gelangten dahin, „die Sprache mit Bewußtsein zu brauchen, im Gegensatz zu Kindern und Naturmenschen“,<sup>86</sup> die gedankenlos vor sich hin reden. Erst durch die Erlangung dieser Fertigkeit war die Frau in die Lage versetzt worden, ihrem Mann eine richtige Partnerin zu sein, denn nun konnte sie ihm nicht nur liebevoll zuhören, sondern ihm sogar Ratschläge erteilen. Ohne Bildung war es ihr nicht möglich, die Schwierigkeiten ihres Mannes zu verstehen und darauf einzugehen.

Eine Fertigkeit, die zur damaligen Zeit als besonders bedeutend für Frauen angesehen wurde, war das Briefeschreiben.<sup>87</sup> Die Zeitgenossen nahmen ihre Zeit als unglaublich schnelllebig wahr, Kommunikations- und Reisewege wurden durch die Verbreitung von Telegraphen und Eisenbahnen deutlich kürzer, auch die Denkweise musste sich dieser Schnelligkeit anpassen.<sup>88</sup> Selbst die Frauen blieben davon nicht verschont, auch sie mussten ihre Schreibfähigkeiten ausbauen, womit Jahrzehnte zuvor niemand gerechnet hatte.<sup>89</sup> Für jede Lebenssituation war es für Frauen nützlich, eine sichere Briefschreiberin zu sein. Sie sollten nicht nur mit Freunden und Verwandten in Kontakt bleiben, sondern auch wesentlich dringendere Dinge selbst in die Hand nehmen können. Besonders alleinstehende

85 *Der Bazar*, 1.4.1859, 102.

86 Ebd.

87 Vgl. dazu auch *Isa Schikorsky*: Vom Dienstmädchen zur Professorengattin. Probleme bei der Aneignung bürgerlichen Sprachverhaltens und Sprachbewußtseins, in: Dieter Cherubim/Siegfried Grosse/Klaus J. Mattheier (Hrsg.): *Sprache und bürgerliche Nation. Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts*, Berlin 1998, 259–281.

88 Vgl. *Manfred Schivelbusch*: *Geschichte der Eisenbahnreise. Zur Industrialisierung von Raum und Zeit im 19. Jahrhundert*, München und Wien 1977, 35–45; *Peter Weibel*: Vom Verschwinden der Ferne. Telekommunikation und Kunst, in: Decker/ders. (Hrsg.): *Vom Verschwinden*, 19–77, hier 44f., *Rürup*: *Deutschland im 19. Jahrhundert* (wie Anm. 1, 67), 204f.

89 Vgl. *Der Bazar*, 15.9.1857, 277.

Frauen waren gut beraten, sich mit dem Schreibstil von Verwaltungen und Gerichten vertraut zu machen, um sich möglichst eigenständig um die Besorgung ihrer Angelegenheiten kümmern und auf die Hilfe von Advokaten weitgehend verzichten zu können, die oft Verzögerungen und Unannehmlichkeiten mit sich bringe. Besonders waren es jedoch die mittellosen Frauen, „die auf sich selbst und ihre eigene Thätigkeit bei Erwerbung ihres Lebensunterhaltes angewiesen sind“, <sup>90</sup> die von dieser Fertigkeit profitieren können.

Bei den Bewerbungen um eine Pension, eine Stelle, eine größere Arbeit, bei den mannigfachen Anfragen und Bitten, die in dem Leben einer solchen Frau täglich vorkommen, wie segenbringend und wohlthuend ist es für dieselbe, wenn sie selbst im Stande ist, mit einfachen, kurzen Worten ihr Gesuch vorzubringen, und nicht erst durch Benutzung fremder Kräfte denselben den Einblick in ihre innersten Lebensverhältnisse gestatten muß. <sup>91</sup>

Eine hohe Schreibkompetenz bedeutete also nicht nur Selbständigkeit, sondern auch einen gewissen Schutz der Privatsphäre, was einer mittellosen, aber gebildeten Frau des Mittelstands sicherlich nur recht sein konnte.

Die Schulpflicht wurde im *Bazar* als gut und richtig empfunden. <sup>92</sup> Jedoch gab es einige Bedenken gegen die Länge des Schultags und die angewendeten Lehrmethoden. Vielfach wurde befürchtet, dass Kinder in der Schule körperlich verkümmern könnten. Speziell bei Mädchen erschien die Sorge, sie könnten mit Kenntnissen und Wissen überfrachtet werden, was ebenfalls ihrer Gesundheit schade. <sup>93</sup> Besonders Müttern wurde unterstellt, sie neigten zur Profilierungssucht bezüglich der Bildung und Förderung ihrer Töchter. So beklagte es auch Jenny Hirsch, unter ihrem Alias J. A. Heynrichs, in einem Beitrag. Dabei sei sie durchaus nicht gegen eine generelle höhere weibliche Bildung:

Unser Zeitalter hat vermöge der Fortschritte, welche Kunst und Wissenschaft gemacht, vermöge der erfreulichen allgemeinen Verbreitung der Bildung auch dem weiblichen Geschlechte eine andere Stellung angewiesen. Mit Recht verlangt man jetzt von der Frau ein gründlicheres und umfassenderes Wissen, als in den Tagen unserer Großmütter und Urgroßmütter. Ein solches Wissen ihren Töchtern zu Theil werden zu lassen, ist die Pflicht aller Mütter, und weit entfernt bin ich, dagegen eifern zu wollen. <sup>94</sup>

Viele Mütter dachten jedoch nicht an für ihre Töchter nützliches und erforderliches Wissen, sondern an eher unzweckmäßige Kenntnisse, mit denen sich in

90 Ebd.

91 Ebd.

92 Vgl. *Der Bazar*, 8.1.1866, 17.

93 Vgl. *Der Bazar*, 15.8.1855, 216.

94 *Der Bazar*, 23.10.1862, 308.

Gesellschaft Eindruck schinden ließ, wie fremde Sprachen, Musik oder Gesang.<sup>95</sup> Häufig wurden Mädchen von ihren Eltern dazu verdammt, diese Künste zu üben, ohne jede Rücksicht auf Interesse und Talent. Hirsch beklagte, dass man bei Knaben eher die Förderung tatsächlicher Talente betrieb, während man bei ihren Schwestern nach der Mode ging.<sup>96</sup> Vielfach wurden Mädchen, die sich hauptsächlich für den Haushalt interessieren, sogar von ihren Müttern für geringer erachtet als ihre Schwestern, die sich den schönen Künsten zuwandten. Das Hindrängen zu diesen sei jedoch niemandem zunutze.

Hirsch betonte, jedes wirkliche Interesse eines Mädchens müsse gefördert werden, sei es in Richtung Haushalt, Kunst oder gar Wissenschaft. Ihrer Ansicht nach konnte jedes sorgfältig geförderte Talent mittlerweile oder in naher Zukunft von Frauen genutzt werden, ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Wichtigste Aufgabe einer Mutter war es demnach, die jeweilige individuelle Begabung eines Mädchens zu erkennen und zu fördern. Zwar war der weibliche Wirkungskreis nach wie vor beschränkt, bot aber inzwischen vielfältigere Möglichkeiten, zu denen sich alle genannten Begabungen nutzen ließen. Insgesamt, so stellte Hirsch aber heraus, war das Wichtigste in der modernen Erziehung, dass die Mutter ihren Töchtern ein gutes Vorbild sei und auch auf die weibliche Charakterentwicklung großen Wert lege, denn am bedeutendsten war für die Frau immer noch ihre Herzlichkeit und Selbstlosigkeit.

Konkrete Hinweise darauf, welches Wissen nun genau nützlich für Frauen sei, findet man im *Bazar* nicht; erwähnt wurde eher, zu welchem Zweck sie dieses verwenden konnte. So hieß es in einer Ankündigung einer Sammlung von kulturgeschichtlichen Vorträgen für Frauen, diese beinhalten ausschließlich Informationen darüber, „was eine gebildete Frau wissen muß, theils um den Mann durch eingehende Theilnahme auf seine Interessen eine erheiternde und anregende Gesellschaft zu sein, theils um ihre Kinder in das Verständniß der sie umgebenden Erscheinungen einführen zu können.“<sup>97</sup> Ein anderer Artikel dieses Zeitabschnitts nannte halbwegs handfeste Vorschläge, was eine Frau an praktischer Bildung benötigte, jenseits von Gemüt, Herzensbildung und Salonfertigkeiten. Dieses Wissen bezog sich durchweg auf den Haushalt, denn um diesen mit möglichst wenig finanziellem Aufwand zu führen und gleichzeitig auf nichts verzichten zu müssen, waren von Seiten der Hausfrau verschiedenste Kenntnisse und Erfahrungen notwendig. Die Aufzählung dieses unerlässlichen Wissens erörterte der interessierten Leserin,

daß man erstens gut rechnen können muß, und zweitens, aus den Naturwissenschaften sich so viel aneigne, um zu beurtheilen, was zu einer gesunden Wohnung

95 Vgl. *Der Bazar*, 15.8.1856, 232; 1.1.1861, 7.

96 Vgl. *Der Bazar*, 23.10.1862, 308.

97 *Der Bazar*, 18.1.1856, 24.



gehöre, welche Speisen in gewisser Zubereitung am nahr- und schmackhaftesten seien, unter welchen Bedingungen man dem Feuermaterial die meiste Heizkraft abgewinnen könne, welche Stoffe und Farben von Kleidern sich je nach Jahreszeit, Haut- und Haarfarbe als die praktischsten und kleidsamsten empfehlen.<sup>98</sup>

Das Interesse für Bekleidungsfragen galt als ein wichtiger Aspekt bürgerlicher Damenbildung. Kenntnisse darüber vermittelten Zeitschriften wie *Der Bazar*. Woher die Dame jedoch die weiteren Kenntnisse erlangen sollte, verriet der Artikel nicht. Bislang konnten viele Damen größtenteils wohl eher auf die Haushaltstipps und populärwissenschaftlichen Artikel in Zeitschriften und Haushaltsratgebern zurückgreifen als auf wissenschaftliche Schulbildung.<sup>99</sup> Wissenschaftliche Grundkenntnisse für Hausfrauen waren jedoch sehr zu empfehlen, da sie mit deren Hilfe ihre Wohnung und ihre Speisen zum Nutzen ihrer Angehörigen vervollkommen konnte: „Kenntnisse und Erfahrungen von dieser Art erhöhen nicht nur die Liebenswürdigkeit, sondern auch den Werth jeder Dame.“<sup>100</sup> Im Falle dieses Artikels konnte der „Werth“ der Dame durchaus auch finanziell gemeint gewesen sein, denn das vernünftige Haushalten galt als unumgänglich für das finanzielle Wohlergehen der Familie.

Obwohl einige Artikel versicherten, dass Frauen bereits über mehr Bildung als noch vor Jahrzehnten verfügten, deuteten andere an, dass die nach wie vor bescheidene weibliche Bildung ein Problem darstellte. Mehrere Passagen zeigen, wie die große Differenz zwischen dem männlichen und weiblichen Bildungsniveau zu Unzufriedenheit auf beiden Seiten führen konnte. So äußerte sich ein Autor, viele Frauen hätten keinerlei gemeinsame Gesprächsthemen mit Männern; so mancher Ehemann wiederum habe keine Vorstellung davon, welchen Verdruss ihre Frauen darüber empfinden, stundenlang die Gastgeberin für seine gelehrten Freunde zu sein, ohne Vorstellung davon, worüber gesprochen wird, und ohne Gelegenheit, selbst etwas zum Gespräch beizutragen.<sup>101</sup> Zum Ausgleich tratschten Frauen umso mehr mit anderen, während die Herren ihrerseits über deren banale Kaffeeklatschgeschichten herzogen.<sup>102</sup> Dies bezog sich nicht allein auf Ehefrauen, auch Töchter und andere weibliche Verwandte wurden wohl schnell von Männern als eines Gesprächs unwert abgestempelt.

Die Erzieherin und Schriftstellerin Amely Bölte<sup>103</sup> ging davon aus, dass die meisten Väter ihrer Leserinnen über eine akademische Bildung verfügten und sich

98 Vgl. *Der Bazar*, 8.7.1865, 231.

99 Vgl. *Budde*: Des Haushalts schönster Schmuck (wie Anm. 47, 77).

100 *Der Bazar*, 8.7.1865, 231. Hervorhebung im Original.

101 Vgl. *Der Bazar*, 1.4.1861, 100.

102 Vgl. zur Differenz zwischen männlichem und weiblichem Gesprächshabitus *Althans*: Der Klatsch (wie Anm. 33, 110), 305–327.

103 Vgl. O. A.: Bölte, Amely, in: Kosch 1, Bern 1968, 701–702; *Ludwig Fränkel*: Bölte, Amalie, in: ADB 47, Leipzig 1903, 92–95.

darüber gewöhnlich ausschließlich mit anderen Männern, nicht aber mit Frauen unterhielten.<sup>104</sup> Die geistige Vernachlässigung bedrückte anscheinend viele Frauen, denn im Idealfall sollte ein Ehepaar den Alltag miteinander teilen. Dadurch, dass ein Mann seiner Frau Aufmerksamkeit widmete und sie an seinem Leben teilhaben ließ, fühlte sie sich wertgeschätzt und wurde eine wirkliche Partnerin für ihn, so erklärten auch andere Beiträge. Eine Ehe, in der dies nicht gegeben war, galt als eine zwar formell funktionierende, aber überaus traurige Angelegenheit. Zwar vernachlässigte eine wahre Hausfrau niemals ihre Pflichten, aber die Degradierung zur Haushälterin konnte sie seelisch schwer verletzen und unglücklich machen.<sup>105</sup>

Eine Ehefrau sollte eine ebenbürtige Gefährtin sein, keine Bedienstete, darauf wiesen verschiedene Artikel hin. Um diesem Problem zu begegnen, war eine Erhöhung des weiblichen Bildungsstands notwendig, den die Frau allerdings allein nicht erreichen konnte. Hier war die Initiative des Ehemannes gefragt, doch scheuten viele die Beschäftigung mit ihren Ehefrauen aus selbstsüchtigen Gründen: „Aus Furcht, ihren Kaffee nicht pünktlich genug gekocht zu bekommen, ihre Lieblingsgerichte nicht sorgfältig genug gekocht zu bekommen, machen sich viele Gatten einer Ungerechtigkeit schuldig, deren sie sich von Herzen schämen sollten.“<sup>106</sup> Auf die antizipierte Entschuldigung eines solchen Gelehrten lag eine bissige Antwort parat:

„Meine Gattin ist eine gute kleine Frau, die ich von Herzen liebe, aber es ist eine Kammer in meinem Geiste, durch deren Fenster zu sehen, ist sie nicht groß genug.' Haben Sie ihr schon jemals einen Fußschemel dazugegeben, Herr Egoist? Thun Sie es, und Sie werden mit Staunen bemerken, wie schnell sie nicht nur hinein, sondern sogar darüber hinwegblickt.“<sup>107</sup>

Es galt als durchaus möglich, dass ein Mann, der seine Vorbehalte gegenüber seiner Frau überwand, ihr erfolgreich seine Kenntnisse weitervermitteln konnte. Es hieß, es bedürfe eines gewissen Engagements auf seiner und hinlänglicher Begabung und Interesse auf ihrer Seite, doch würde er sich wohl bald über die Fortschritte seiner Schülerin erstaunen. Auch Bölte appellierte an Männer, sich mehr mit ihren Verwandten zu beschäftigen, sie sollten sich mehr mit ihnen unterhalten, durchaus auch auf höherem Niveau:

Spreche er sich nun auch seiner Familie gegenüber auf solche Weise aus, lasse er seine Töchter hören, was ihn beschäftigt, so werden sie sich gewöhnen über

104 Vgl. *Der Bazar*, 1.1.1858, 6. Vgl. dazu auch *Döcker*: Die Ordnung (wie Anm. 104, 42), 248f.

105 Vgl. *Der Bazar*, 1.4.1861, 101.

106 Ebd., 100.

107 Ebd., 101.

die Schule hinaus zu denken und den Umkreis ihres Städtchens nicht als die Welt ansehen, um welche sich das Universum dreht.<sup>108</sup>

Es galt als notwendig, dass ein Mädchen, ob in einer großen oder kleinen Stadt aufgewachsen, einen gewissen Bildungsstand erreichte, um ihre Position in der Gesellschaft zu erkennen.

Die besprochenen Artikel machen deutlich, dass Autoren und Autorinnen auch im alltäglichen Familienleben Möglichkeiten zur Verbesserung der weiblichen Bildung sahen, indem die gebildeten Männer ihre Frauen, Töchter oder sonstigen Verwandten an ihren kultivierten Gesprächen teilnehmen ließen und ihnen Erklärungen zum jeweiligen Thema gaben. So sollten Frauen ein größeres Verständnis für das berufliche Leben der Männer erlangen, mit dem vorteilhaften Ergebnis, dass sie diesen besser und kompetenter beratend zur Seite stehen konnten. Auch hoffte man, das in Männerohren langweilige und einfältige Gerede der Frauen untereinander unnötig zu machen. All dies sollte zu einer Verbesserung der Geschlechter- und Familienbeziehungen führen. Die Artikel waren insgesamt eher progressiv, da sie das Desinteresse der Männer angriffen und das Recht der Frau auf Bildung verkündeten. Gleichzeitig darf man nicht übersehen, dass die Frau die „Schülerin“ ihres Gatten sein sollte; ihre Kenntnisse waren somit genau auf seine Bedürfnisse zugeschnitten und basierten nicht auf ihrem eigenen Interesse. Insgesamt bestand vielfach die Furcht, durch zu hohe Bildung aus Mädchen und Frauen intellektuelle ‚Blaustrümpfe‘ zu machen.

## 6.4 Frühe Vorschläge für Erwerbstätigkeit

Bereits um die Jahrhundertmitte war die Erwerbstätigkeit bürgerlicher Frauen im *Bazar* ein großes Thema. Zahlreiche Artikel befassten sich mit den Veränderungen innerhalb der Gesellschaft, die dazu führten, dass – gefühlt – immer weniger Frauen einen Ehepartner fanden und daher Versorgungsalternativen benötigten, denn diese Ledigen saßen meist jahrelang ohne Aufgabe zu Hause, was nicht nur ihrem Gemütszustand schadete, sondern auch die Finanzen der Familie belastete. Eine Neugestaltung der weiblichen Rolle erschien daher nicht nur wünschenswert, sondern geradezu notwendig. So äußerten sich mehrere Schriftstellerinnen, eine ausschließliche Erziehung zur Hausfrau sei nicht mehr zeitgemäß, da viele Frauen keinen eigenen Haushalt erlangen könnten und sie mit bloßen Haushaltskenntnissen nur äußerst beschränkte Möglichkeiten hätten, sich ein Einkommen zu erwerben. Vernünftige Eltern sollten daher rechtzeitig die Möglichkeit in Betracht ziehen, dass ihre Töchter ledig bleiben könnten, und sie auf diesen Fall

---

108 *Der Bazar*, 1.1.1858, 6.

vorbereiten.<sup>109</sup> Zudem bestand stets die Gefahr, dass der plötzliche Tod des Vaters die verbleibende Familie in finanzielle Nöte stürzte. Vor diesem nicht seltenen Fall warnte besonders die Schriftstellerin Amely Bölte. Viele Familienväter lebten ihrer Ansicht nach unbesorgt in den Tag hinein und verschwendeten keine Gedanken an die Zukunft. Sie gab in einem ihrer Beiträge ein (vermutlich fiktives) Gespräch mit einer jungen Frau wieder, die nach dem Tod ihres Vaters, eines hohen Beamten, gezwungen war, eine Erwerbstätigkeit anzunehmen, jedoch keine verwertbaren Fertigkeiten oder Kenntnisse besaß. Ihr Vater hatte keinerlei Vorkehrungen für seinen Todesfall getroffen, weder hatte er seine Töchter ausbilden lassen, noch anderweitige finanzielle Absicherungen für sie vorbereitet:

Mit dem Leichtsinn, der das Hinleben von Tag zu Tag, ohne einen ernsten Gedanken an das Morgen, bei unsern Beamtenfamilien charakterisirt, war auch in dem Elternhause dieser jungen Dame keine Art von Voraussicht der jetzt eingetretenen Umstände bemerkbar gewesen. – Man hatte, wie es schien, an die Unsterblichkeit des Familienhauptes geglaubt, und darum die bedeutende Einnahme standesgemäß verzehrt.<sup>110</sup>

Derartige Passagen sollten an das Verantwortungsgefühl von Vätern und Müttern appellieren, sich rechtzeitig mit der Versorgung ihrer Töchter zu befassen, um diese nicht in Not zurückzulassen.

Es wurde jedoch nicht nur mit den finanziellen Vorteilen einer Erwerbstätigkeit für Mädchen argumentiert, sondern auch mit den psychischen. Die Aussicht, für sich selbst sorgen zu können, nehme ihnen auch das belastende Gefühl, ihrer Familie und der Gesellschaft eine nutzlose Last zu sein.<sup>111</sup> Diesen Warnungen vor der drohenden Verelendung und der Betonung der Vorteile stand jedoch die weit verbreitete Ansicht entgegen, Erwerbsarbeit sei für die bürgerliche Frau unzumutbar, entwürdigend und ein Beweis für den finanziellen Ruin ihrer Familie. Julie Burow argumentierte diesbezüglich, auch Frauen seien Menschen, die Nahrung, Unterkunft und Bekleidung benötigten. Um diese Bedürfnisse zu erfüllen, seien auch sie dazu gezwungen, zu erwerben.<sup>112</sup> Dies stelle keinen Angriff auf die natürlichen Familienbände oder gar die männliche Vormachtstellung dar, sondern sei eine Folge des gesteigerten Lebensstandards der Zeit. Eine Familie, deren ledige Töchter ihren Beitrag zum Einkommen leisteten, entlaste den Vater von dieser Aufgabe und stärke somit nicht nur die finanzielle Situation der Familie sondern ihren Zusammenhalt insgesamt.

109 Vgl. *Der Bazar*, 1.7.1856, 179–183; 1.3.1858, 69f.; 1.9.1859, 252.

110 *Der Bazar*, 1.1.1857, 4.

111 Vgl. *Der Bazar*, 1.3.1858, 69.

112 Vgl. *Der Bazar*, 1.7.1856, 179.

Die Schriftstellerin und Redakteurin Marie Harrer beteuerte sogar, Töchter hätten die Pflicht, ihr Elternhaus durch eigene Erwerbstätigkeit zu entlasten.<sup>113</sup> Vernünftige junge Frauen sähen dies ein; sie würden es ablehnen, tatenlos auf einen Ehemann zu warten und währenddessen von anderen abhängig zu sein. Stattdessen wollten sie ihr Leben selbst in die Hand nehmen, sie wollten „das traurige Almosen: *Mitleid*, zurückweisen, indem sie *handeln*.“<sup>114</sup> Dass Frauen selbständig handeln sollten, erstaunt zunächst, widersprach es doch den üblichen Rollenvorstellungen, laut denen sie nachgiebig sein sollten und zu gehorchen hatten. Harrer erläuterte denn auch, inwiefern die berufliche Eigenständigkeit junger Frauen mit ihrer traditionellen Rolle in der Familie vereinbar sei. Für sie bestand kein Zweifel daran, dass eine Tochter ihren Eltern und anderen Familienmitgliedern als Stütze und Pflegerin zur Seite zu stehen habe, jedoch sei es besonders in weniger wohlhabenden und töchterreichen Familien schwierig, genügend Beschäftigung für alle zu finden. In diesem Fall sei es besser, eine Tochter verlasse das Haus, um sich mit eigener Erwerbstätigkeit zu erhalten und ihrer Familie damit eine finanzielle Last zu nehmen.

Diese Erklärungen stehen im starken Kontrast zu den üblichen Beschreibungen der bürgerlichen Familie, laut denen Frauen idealerweise ihr häusliches und familiäres Umfeld nie wirklich verlassen sollten. Die Aufforderung, Töchter sollten aus finanziellen Gründen eigenständig werden, erinnert eher an die Zustände in Arbeiterfamilien.<sup>115</sup> Auch Harrer erkannte wohl die Drastik ihrer Aussage, der sie mit der Argumentation begegnete, die sozialen Verhältnisse seien nun einmal so, dass man sich im Gegensatz zu vorhergegangenen Jahrzehnten keine Sentimentalitäten mehr erlauben könne, sondern man sich den Gegebenheiten mit kühlem Verstand stellen müsse, selbst Frauen könnten sich diesen Zuständen nicht mehr entziehen. Für Harrer bedeutete dies, die idealistischen Vorstellungen von einem bürgerlichen Familienleben über Bord zu werfen. Denn eine Tochter habe, wenn es die Umstände erfordern, die Verpflichtung, ihre Eltern durch eigene Arbeit zu entlasten. Zu diesem Zweck sei es notwendig, dass sie das Elternhaus verlasse und sich finanziell auf eigene Füße stelle.

Es steht somit fest, dass im *Bazar* von Beginn an die weibliche Erwerbstätigkeit grundsätzlich befürwortet wurde. Doch die Variationsbreite an möglichen Tätigkeiten war zu diesem Zeitpunkt noch sehr überschaubar. Die meisten Artikel hatten deswegen nur zwei Vorschläge, erstens den Verkauf von weiblichen Handarbeiten, zweitens die Arbeit als Lehrerin. Ersteres war weit verbreitet, galt jedoch allgemein als beschämend und wurde daher meist heimlich betrieben. Einige Autorinnen setzten sich dafür ein, die Akzeptanz für diese Verdienstmöglichkeit zu

113 Vgl. *Der Bazar*, 1.3.1858, 69f.

114 Ebd., 70. Hervorhebungen im Original.

115 Vgl. *Rosenbaum*: Formen der Familie (wie Anm. 18, 71), 462.

erhöhen, indem sie betonten, welche achtbare Tätigkeit in jedem Handwerk liege, auch eine bürgerliche Frau würde sich durch eine solche ehrliche Arbeit niemals erniedrigen. Aus diesem Grund sollten selbst vornehme Familien nicht davor zurückschrecken, ihre Töchter beispielsweise zur Putzmacherin oder Schneiderin ausbilden zu lassen.<sup>116</sup> Dennoch galten derartige handwerkliche Berufe noch lange Zeit als unstandesgemäß. Als einzig akzeptablen Beruf für bürgerliche Damen empfand man die Tätigkeit als Lehrerin, Erzieherin oder Gouvernante. Dieses Berufsfeld war Thema mehrerer Artikel, in denen jeweils verschiedene Aspekte behandelt wurden.

So hieß es in einem Beitrag von Amely Bölte, dieser Beruf sei oft die erste und einzige Idee vieler Eltern und auch junger Frauen, wenn sie bemerkten, dass eine Verheiratung immer unwahrscheinlicher wurde.<sup>117</sup> Doch war der Einstieg in diese Tätigkeit ohne jede Vorbereitung nicht einfach, da mittlerweile ein Seminarabschluss zur Voraussetzung für eine Anstellung geworden war. Dies bedeutete für Unvorbereitete große Schwierigkeiten, denn nach wie vor war die Vorstellung, dass Frauen ernsthaft lernen und sich sogar einer Prüfung unterziehen mussten, für viele Menschen sehr schwer zu akzeptieren. Zudem hatten zahlreiche junge Frauen nach Jahren ohne Schulbesuch Schwierigkeiten, sich an das erneute Lernen zu gewöhnen. Bölte riet deswegen, Mädchen direkt nach dem Abschluss der Schule auf das Lehrerinnenexamen vorzubereiten, anstatt Jahre mit dem Warten auf einen Ehemann zu verschwenden. Dies sei keinesfalls ein Zeichen dafür, dass man die Hoffnung auf eine Ehe aufgegeben habe, im Gegenteil würden Lehrerinnen oftmals noch einen Partner finden, da ihre Befähigung zur Kindererziehung gewissermaßen schriftlich vorliege. In diesem Artikel erschien der Beruf mehr als gute Möglichkeit, doch noch einen Ehepartner zu finden, als dass es um den Wunsch junger Frauen nach Bildung, Selbständigkeit oder gar Einkommen ging.

Jenny Hirsch schilderte in ihren Artikeln eine andere Sichtweise auf die Tätigkeit als Lehrerin. Sie lobte den immer häufiger werdenden Unterricht von Mädchen durch Frauen nicht nur als Wiederbelebung einer jahrhundertealten Tradition, sondern auch als pädagogische Notwendigkeit. Lehrerinnen könnten ihren Schülerinnen gewisse sensible Themen wesentlich einfühlsamer nahebringen als Lehrer.<sup>118</sup> Zudem befürwortete sie die Einrichtung von Lehrerinnenseminaren und die Abnahme von Prüfungen, um ein gewisses Bildungsniveau zu gewährleisten. Eltern hätten darauf zu achten, für ihre Töchter nur geprüfte Erzieherinnen anzustellen. Hirsch gab jedoch zu bedenken, dass eine Reihe von Lehrerinnen siebzehn- oder achtzehnjährige Frauen waren, die kaum über Lebenserfahrungen verfügten und somit kaum als Erzieherinnen für nur unwe-

116 Vgl. *Der Bazar*, 1.1.1857, 4.

117 Vgl. *Der Bazar*, 17.2.1858, 52.

118 Vgl. *Der Bazar*, 15.9.1860, 275f.

sentlich jüngere Mädchen dienen konnten. Um als Lehrerin arbeiten zu können, müsse eine Frau Opferfreudigkeit und Entsagung als bestimmende Elemente in ihrem Leben akzeptieren, dies könne ein junges Mädchen nicht leisten. Solange sie noch Wünsche und Hoffnungen an das Leben habe, sei sie nicht zur Erzieherin geeignet. Das bedeutete auch, dass man diesen Beruf nicht als Übergangslösung bis zur Ehe und eigenen Familie betrachten durfte. Hirsch war dennoch der Meinung, eine frühe Berufsausbildung sei durchaus nicht zum Nachteil, denn auch wenn die junge Lehrerin nicht zur Erziehung geeignet sei, so doch zur Lehre. Es sei vorteilhaft, wenn diese zunächst in den untersten Klassen unterrichteten, während die lebenserfahreneren älteren Lehrerinnen in den höheren Klassen zur Charakterbildung der Schülerinnen beitrugen.

Insgesamt betrachtete Hirsch den Lehrerinnenberuf also wesentlich ernster als Bölte. Für sie stellte er eine Berufung fürs Leben dar und eine Aufgabe, die man keinesfalls auf die leichte Schulter nehmen durfte. Besonders wies sie jedoch darauf hin, dass die charakterliche Erziehung junger Frauen entscheidend für ihr gesamtes weiteres Leben sei und man somit höchste Sorgfalt dabei walten lassen müsse. Diese ernste Aufgabe könnten nur lebenserfahrene, gereifte Frauen übernehmen. Hirschs Artikel richtete sich deshalb sicherlich eher an Eltern, die Lehrerinnen suchten, oder an ältere Frauen auf der Suche nach einer Lebensaufgabe, als an junge Mädchen und Eltern, die auf eine schnelle Versorgungsmöglichkeit aus waren.

In einem anderen, als Erzählung gestalteten Beitrag,<sup>119</sup> schilderte Hirsch die positiven Auswirkungen des Berufs auf eine junge Frau. Diese verlebt eine sorgenfreie Kindheit, bis der plötzliche Tod ihrer Eltern sie mittellos zurücklässt. Ihre weiteren Verwandten lassen sie spüren, dass sie sie nur als zusätzliche finanzielle Belastung empfinden, weshalb sie beschließt, ihren eigenen Weg zu gehen und Lehrerin zu werden. Nach erfolgreicher Prüfung unterrichtet sie in verschiedenen Häusern, dies sei eine mühsame Arbeit, da eine Lehrerin vielfach den Launen ihrer Arbeitgeber ausgesetzt ist und viele Menschen nach wie vor erwerbstätige Frauen verspotten. Dennoch liebt die Lehrerin ihren Beruf, sie wird durch ihn ein besserer Mensch, indem sie ihre schlechten Eigenschaften ablegt und ein selbständiges Leben führen kann, ohne das schlechte Gewissen, anderen zur Last zu fallen. Hirsch beschrieb den Alltag der Lehrerin – wohl aus eigener Erfahrung – als hart und anstrengend. Zudem musste die Lehrerin auf eine eigene Familie verzichten, doch sei dies wesentlich besser als die Alternative der unselbständigen, untätigen, alleinstehenden Frau:

Das wahre, echte Weib ist glücklich in der Sorge für Andere, im Verkehr mit Kindern und kann, wenn ihr das Schicksal den eigenen häuslichen Herd versagte, nur

119 Vgl. *Der Bazar*, 23.8.1863, 248.

Befriedigung finden in einer Tätigkeit, welche ihr diese Hauptbedingungen des Daseins ermöglicht. Unglücklich ist nur die Frau, welche *Keinem* nützt.<sup>120</sup>

Auch in diesem Artikel beschrieb Hirsch den Lehrerinnenberuf als wichtige Aufgabe, jedoch stellte sie hier mehr die Selbständigkeit und Zufriedenheit der berufstätigen Protagonistin in den Vordergrund. Da eine Frau naturgemäß sich um Andere kümmern müsse, besonders um Kinder, sei der Beruf der Lehrerin die beste Lösung im Falle, dass sie unverheiratet blieb. Allerdings verschwieg sie auch nicht die Anstrengungen des Berufs und die teilweise ablehnenden Reaktionen der Mitmenschen auf berufstätige Frauen.

Insgesamt wirken die drei Artikel dieses Zeitraums zum Thema Lehrerinnen noch eher theoretisch, sie scheinen das Publikum mehr mit der Thematik vertraut machen zu wollen, als stichhaltige Anweisungen zur Ausbildung oder der Lebenspraxis zu liefern, dafür spricht auch die von den Autorinnen gewählte Form der Erzählung. Praktische Hinweise und Auskünfte, beispielsweise wie und wo die Lehrerinnenprüfung stattfand, erhielt man hier nicht. Personen, die sich nach der Lektüre der Beiträge für den Beruf interessierten, mussten sich selbst um diese Informationen bemühen. Allerdings dürften die Beiträge in einigen Familien dafür gesorgt haben, die Möglichkeit einer Berufstätigkeit als Lehrerin in Erwägung zu ziehen, sei es aus dem Grunde, dass geprüfte Lehrerinnen doch noch eine Chance zur Ehe hatten, oder um das Gefühl zu erzeugen, ein nützliches Mitglied der Gesellschaft zu sein.<sup>121</sup> Während das Lehramt als einzige Berufsmöglichkeit beworben wurde, erschien in keinem Beitrag ein Hinweis darauf, dass es bereits genügend Lehrerinnen geben könnte. Dieses Thema sollte erst in den nächsten Jahren eine wichtigere Stellung im *Bazar* einnehmen.

Neben den beiden Berufsvorschlägen Handarbeit und Lehrerin wurden gelegentlich weitere Tätigkeiten besprochen. Gesellschafterin alleinstehender, meist älterer Damen war eine solche, für die außer der im Bürgertum üblichen Bildung, Erziehung und Handarbeitskenntnissen keine besonderen Fähigkeiten benötigt wurden und die deswegen von vielen auf eigenes Einkommen angewiesenen Frauen erstrebt wurde. Doch rieten Beiträge davon ab, denn häufig waren die Stellungen unsicher, vom Gutdünken der Auftraggeberin abhängig, und zudem bot diese Beschäftigung keine Perspektiven über mehrere Jahre oder gar Jahrzehnte.<sup>122</sup>

Andere Berufe wurden bereits angedacht, waren in dieser Zeit aber noch kaum umsetzbar. So schlug etwa Julie Burow vor, bürgerliche Frauen könnten verschiedene Handwerke ausüben, wie Uhrmacherei, Kupferstechen, Lithographie, Da-

120 Ebd. Hervorhebung im Original.

121 Vgl. zu den Motiven, Lehrerin oder Erzieherin zu werden, *Wedel*: Lehren (wie Anm. 103, 92), 78–110.

122 Vgl. *Der Bazar*, 1.1.1857, 4.



guerrotypie und Photographie. Weiterhin konnten sie in Schulen und anderen Erziehungseinrichtungen arbeiten, kaufmännisch tätig werden, backen und einmachen oder Pflanzen und Tiere züchten. Sie sprach sich sogar bereits für die Vorteile von „weiblichen Chirurgen“ aus, die von größter Bedeutung für die Frauenwelt seien.<sup>123</sup> Wie noch zu zeigen sein wird, sah sie mit all diesen Ideen die tatsächliche Entwicklung voraus.

Der Grundgedanke von weiblichen Ärzten wurde im *Bazar* 1861 auch in einem Beitrag über „Doctor Clarke“ aufgegriffen, die angeblich erste Ärztin in den USA.<sup>124</sup> Der Wahrheitsgehalt dieses Berichts muss recht niedrig liegen, schließlich handelte es sich bei der ersten Frau, die in Amerika einen medizinischen Abschluss erlangte, um die in England geborene Elizabeth Blackwell.<sup>125</sup> Eine andere frühe Ärztin namens Clarke scheint es nicht gegeben zu haben und ihre Lebensbeschreibung passt zu keiner anderen Person. Ob dieser Bericht auf Tatsachen fußte und wenn, auf welchen, bleibt demnach unklar. Dennoch ist der Artikel aufschlussreich, da er das generelle Konzept des weiblichen Medizinstudiums zu einem sehr frühen Zeitpunkt aufbrachte.<sup>126</sup> Auch die Argumentationsstruktur offenbart vieles über die Vorstellungen, die man mit dem weiblichen Medizinstudium verband.

Dem Bericht zufolge verläuft das Leben dieser Frau zunächst völlig normal, sie heiratet jung und wird früh Mutter. Noch vor der Geburt ihres Kindes wird ihr jedoch bewusst, wie wenig sie tatsächlich über Kinderpflege weiß, aus diesem Grunde befasst sie sich intensiv mit pädiatrischen Büchern. Ihr Mann fördert ihre Studien, da er erkennt, dass seine Frau durch diese sowohl geistig als auch in Bezug auf ihre Mutter- und Haushaltungspflichten gefördert wird. Darüber hinaus hat Clarke kein Interesse an Weiterbildung, da sie von ihrer Familie und ihrem Haushalt vollkommen vereinnahmt ist. Erst nach dem plötzlichen Tod ihres Mannes und ihres Kindes entscheidet sie sich, ihr Wissen zu vertiefen. Sie beginnt ein Studium in Boston, bei dem ihr Dozenten und Kommilitonen stets hilfreich und zuvorkommend zur Seite stehen. Nach ihrem Abschluss spezialisiert sie sich auf die Behandlung von Kindern, da sie feststellt, dass Frauen Kinder mit mehr Liebe und Zärtlichkeit behandeln können als Männer. Mittlerweile, so heißt es im Bericht, übe Clarke in ihrer Heimat äußerst erfolgreich ihren Beruf aus.

Der Artikel berichtet weiter, in Amerika seien schon einige Frauen ihrem Beispiel gefolgt und es sei anzunehmen, dass auch in Europa manche Frau den

123 *Der Bazar*, 1.7.1856, 182.

124 *Der Bazar*, 1.10.1861, 289f.

125 Diese beendete 1849 ihr Studium als Doktorin der Medizin. Vgl. *Barbara Bair*: Blackwell, Elizabeth (1821-1910), in: Lisa Tendrich Frank (Hrsg.): *Women in the American Civil War*. Bd. I, Santa Barbara 2008, 130f.

126 Vgl. dazu *Wischermann*: Frauenfrage und Presse (wie Anm. 19, 19), 51.

gleichen Wunsch entwickeln könnte. Die universitäre Ausbildung habe durchaus positive Auswirkungen auf den weiblichen Charakter, die Ernsthaftigkeit und das Pflichtbewusstsein würden gefördert. Die medizinischen Kenntnisse würden ihren Respekt vor dem Werk Gottes festigen, stellen also keine Gefahr für die Moral dar. Am nützlichsten sei jedoch die liebevolle, professionelle Pflege, die Frauen an kranken Kindern leisten könnten, hier böte sich für viele unbeschäftigte, an der Sinnlosigkeit ihres Lebens verzweifelnde Frauen ein zufriedenstellendes Wirkungsfeld. Die medizinische Ausbildung musste dabei nicht unbedingt ein Studium bedeuten, auch als Krankenpflegerinnen seien Frauen von Nutzen. In den noch nicht lange zurückliegenden Kriegen auf der Krim und in Italien zeigte sich, wie wertvoll die Unterstützung durch Krankenpflegerinnen sein konnte: „Hunderte starker Männer verdanken Leben und Gesundheit der Sorgfalt und Umsicht schwacher Frauen.“<sup>127</sup> Diese waren allesamt unvorbereitet als Krankenpflegerinnen eingesprungen, so dass man davon ausgehen musste, dass systematisch ausgebildete Frauen sogar noch größeren Nutzen brachten. Ob als Studium oder Ausbildung, das medizinische Feld galt in diesem Beitrag als mit dem weiblichen Charakter sehr gut vereinbar. Es wurde hier gefordert, sich auch in Europa ernstlich mit dem Gedanken auseinanderzusetzen, dieses Gebiet für sie zu öffnen, zum Nutzen aller.<sup>128</sup>

Dieser frühe Vorschlag zu Beginn der 1860er Jahre zeigt, wie früh sich *Der Bazar* für weibliche medizinische Fachkräfte interessierte, sechs Jahre, bevor die erste Deutsche in den USA und neun Jahre bevor die erste Deutsche in Zürich ihr Medizinstudium begann. Die in diesem Artikel vorgetragene Idee, selbst wenn sie nicht auf einem Tatsachenbericht beruhte, musste jedoch in einen angemessenen bürgerlichen Mantel gekleidet werden. Clarke wurde daher als ehrbare Ehefrau und Mutter geschildert, die sich allein aus Verantwortungsgefühl für ihr neugeborenes Kind eine wissenschaftliche Bildung anlas. Ihr Mann unterstützte dies, da er die daraus entstehenden Vorteile für seine Familie erkannte. Ein Studium hätte Clarke nie begonnen, wäre sie nicht durch den Tod ihrer Familie ihrer häuslichen Pflichten enthoben worden. Sie war demnach keine ‚alte Jungfer‘ mit überspannten Ideen, durch ihre Ehe und Mutterschaft kam sie nicht in den Verdacht, ein Blaustrumpf zu sein, alle ihre Gelehrsamkeit bezog sich auf die Familie. Die Erkenntnisse, die sie als Ärztin erlangte, entsprachen ebenfalls ausschließlich konventionellen Vorstellungen vom weiblichen Geschlecht. All dies dürfte dazu beigetragen haben, die im *Bazar* erstmals aufgetretene Idee des Frauenstudiums den Lesern ansprechender und weniger radikal erscheinen zu lassen.

127 *Der Bazar*, 1.10.1861, 289.

128 Das heute meist von Frauen ausgeübte Arbeitsfeld der Pflege war um 1860 noch nicht eindeutig weiblich oder gar von Angehörigen bürgerlicher Familien geprägt. Vgl. *Bischoff*: Frauen in der Krankenpflege (wie Anm. 113, 94), 73–81.

Konkrete Vorschläge, wie dieses Medizinstudium oder auch die Ausbildung zur Krankenpflegerin zu bewerkstelligen seien, wurden zu diesem Zeitpunkt noch nicht unterbreitet, denn zuerst musste die generelle Idee Fuß fassen.

Gewisse Tätigkeiten jedoch galten für Frauen als für alle Zeiten unausführbar, da sie dem weiblichen Wesen zu widerstrebend seien. Solche waren Berufe, die große Körperkraft erforderten, wie etwa Schmieden, aber auch solche, für die mentale Leistungen und Kenntnisse Voraussetzung waren. Frauen werde man daher jemals weder „auf der Kanzel noch auf dem Richterstuhle“ sehen.<sup>129</sup> Besprochen wurden auch verschiedene künstlerische Tätigkeiten, was nicht verwundert, denn in ihrer Freizeit beschäftigten sich viele bürgerliche Frauen und Mädchen mit Kunst und Literatur, sie zeichneten, malten, schrieben Geschichten und Gedichte, spielten Klavier und führten im vertrauten Kreis Theaterstücke auf.<sup>130</sup> All dies galt als selbstverständlich und dem weiblichen Wesen angemessen, solange es die Grenzen des Dilettantismus nicht überschritt.<sup>131</sup> Allgemein bestand im 19. Jahrhundert jedoch Konsens darüber, dass Frauen nichts künstlerisch Bedeutendes leisten konnten, da ihnen Kreativität, Schaffenskraft und Genius fehlten.<sup>132</sup> Ihre Leistungen auf künstlerischem Gebiet konnten sich nur darauf beschränken, Vorbilder detailliert nachzuarbeiten sowie männlichen Künstlern als Muse zu dienen; wahre Kunst konnte eine Frau nicht schaffen.<sup>133</sup> Bei allem Talent sollte sie ihre Fähigkeiten zur Freude ihrer Verwandten und zur Verschönerung des Hauses nutzen, zum Beruf – so hieß es – reiche es nicht aus.<sup>134</sup>

129 *Der Bazar*, 1.10.1861, 289.

130 Die Wahl der Instrumente war für Mädchen und Frauen lange Zeit nicht uneingeschränkt möglich. So berichtet *Der Bazar* beispielsweise, dass sowohl Harfe als auch Geige von größtem Nachteil für das empfindliche weibliche Nervensystem seien und sich für sie folglich nicht eigneten. Die Flöte galt ebenfalls als männliches Instrument und rückte die Spielerin daher in Richtung der Emanzipierten. Im Allgemeinen blieb daher für sie nur das Klavier. Vgl. *Der Bazar*, 1.6.1858, 164; 4.2.1878, 44; 8.11.1886, 446.

131 Vgl. Renate Berger: Malerinnen auf dem Weg ins 20. Jahrhundert. Kunstgeschichte als Sozialgeschichte, Köln 1982, 58ff.

132 Vgl. zum Begriff Genie Lorraine Daston: Die Quantifizierung der weiblichen Intelligenz, in: Renate Tobies (Hrsg.): „Aller Männerkultur zum Trotz“. Frauen in Mathematik und Naturwissenschaften, Frankfurt a. M. 1997, 69–82; Urte Helduser: Geschlechterprogramme. Konzepte der literarischen Moderne um 1900, Köln u. a. 2005, 208ff.

133 Vgl. Angela Dinghaus: Kunst und Kultur, in: Dies. (Hrsg.): Frauenwelten, 294–303.

134 Vgl. zu Künsten generell Wolfgang Ruppert: Der moderne Künstler. Zur Sozial- und Kulturgeschichte der kreativen Individualität in der kulturellen Moderne im 19. und frühen 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 1998, 154–168; Ute Frevert: Der Künstler, in: Ute Frevert/Haupt (Hrsg.): Der Mensch, 292–323, hier 312; zur Schriftstellerei Sigrid Weigel: „... und führen jetzt die Feder statt der Nadel“. Vom Dreifachcharakter weiblicher Schreibaarbeit. Emanzipation, Erwerb und Kunstanspruch, in: Brehmer u. a. (Hrsg.): Frauen in der Geschichte IV, 347–367; Rolf Parr/Jörg Schönert: Autoren, in: Jäger (Hrsg.): Geschichte des Deutschen Buchhandels Teil 3, 342–408, 379ff. zur Musik vgl. Beatrix Borchard: Frau versus Künstlerin versus Wissenschaftlerin. Musi-

Nicht nur die angeblich fehlende Schaffenskraft erschwerte die berufliche Tätigkeit als Malerin, Schriftstellerin oder Musikerin, es war auch unvorstellbar, eine Frau könne für derartige Dinge Geld erhalten – also arbeiten. Zudem galt es als höchst problematisch, wenn eine Frau etwas der Öffentlichkeit vorstellte, da sie dafür die häusliche Sicherheit verlassen musste. Natürlich gab es Ausnahmen, einige Künstlerinnen veröffentlichten trotz allem ihre Werke, allerdings meist unter Pseudonymen. Frauen, die unter ihrem wirklichen Namen ihre kreativen Erzeugnisse publizierten, galten als Kuriosität, hauptsächlich waren es Schriftstellerinnen, die diesen Schritt wagten. Selbstverständlich gab es auch in dieser Zeit viele prominente Musikerinnen und Schauspielerinnen, die jedoch bei aller Bewunderung auf der Bühne nicht mehr als der normalen, bürgerlichen Gesellschaft angehörend empfunden wurden. Im *Bazar* wurden einige dieser kunstschaaffenden Frauen vorgestellt, so beispielsweise die französische Malerin Rosa Bonheur, die in einem Artikel geradezu als Wunder der Natur beschrieben wurde.<sup>135</sup> Die Möglichkeit, dass Frauen durch ihre Genialität zu großen künstlerischen oder sogar wissenschaftlichen Leistungen getrieben werden könnten, wurde in der Zeitschrift nicht kategorisch ausgeschlossen, sondern galt als durchaus gegeben. Auf derartige Fälle werden spätere Kapitel genauer eingehen. Doch hieß es allgemein, weibliche Genies seien die Ausnahme von der Regel und hätten zudem mit besonderen persönlichen Nachteilen zu leben, so dass eher Artikel erschienen, in denen junge Mädchen davor gewarnt wurden, den Wunsch nach einer ernsthaften, professionellen Tätigkeit auf künstlerischem Gebiet zu verfolgen.

So hieß es in einem Beitrag, unterzeichnet mit einem weiblichen Vornamen, in der modernen Zeit seien nicht nur viele Männer davon überzeugt, eine bedeutende Künstlerkarriere vor sich zu haben, sondern sogar Frauen.<sup>136</sup> Sie konzentrierten sich, ohne wirkliches Talent, über das übliche Maß hinaus auf ihre Studien, was leidlich akzeptabel sei, solange die häuslichen Pflichten nicht darunter litten. Doch die Ruhmsucht treibe viele dazu, gegen den erklärten Willen der Familie mit ihren Werken an die Öffentlichkeit zu gehen. Jetzt drohe die wohl unausweichliche Niederlage vor dem Publikum. Sollte die Frau eine Kunst erwählt haben, deren Publikation es ihr erlaube, ihre eigentliche Person und ihren Namen aus der Öffentlichkeit heraushalten zu können, wie bei Schriftstellerinnen, Komponistinnen und Malerinnen, sei der Schaden überschaubar. In diesem Fall könne die gescheiterte Künstlerin in ihre eigentlichen Verhältnisse zurückkehren, werde jedoch meist charakterlich geschädigt, da die Bitterkeit und der Neid auf Glücklichere ihr Wesen in Mitleidenschaft zögen. Falls die Kunst einen

---

kerinnen und Musikwissenschaftlerinnen in Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts, in: Amodeo (Hrsg.): *Frau Macht Wissenschaft*, 53–66.

135 Vgl. *Der Bazar*, 8.8.1865, 260ff.

136 Vgl. *Der Bazar*, 15.3.1861, 87.

persönlichen Auftritt in der Öffentlichkeit erforderlich mache, so etwa bei Musikerinnen, Schauspielerinnen und Sängerinnen, sei eine Rückkehr in geordnete bürgerliche Verhältnisse unmöglich. Denn so sittsam die Frau persönlich auch sei, in der Öffentlichkeit würde sie dennoch als verkommen gelten, auch ihre eigene Familie müsse daher davor zurückschrecken, sie wieder aufzunehmen. Die nur angedeuteten Vorurteile beruhen darauf, dass der Übergang von Schauspielerinnen, Tänzerinnen usw. zu Kurtisanen und Prostituierten als fließend gesehen wurde.<sup>137</sup>

So weit musste es nicht kommen, allein die Tatsache, als Künstlerin aufzutreten zu sein, ruinierte den Ruf einer Frau doch unwiederbringlich: „Die Brücke, die zurückführt zu dem einfachen Leben einer bürgerlichen Existenz, sehen solche Mädchen durch ihr öffentliches Auftreten in der Öffentlichkeit hinter sich abgebrochen, die Rückkehr ist unmöglich.“<sup>138</sup> Im schlimmsten Falle nahm selbst ihre eigene Familie sie nicht wieder auf. Eine Karriere als Künstlerin war nicht vollkommen ausgeschlossen, doch gelang sie nur wenigen. Frauen sollten sich deswegen keine Hoffnungen darauf machen, wenn sie nicht von Experten als hochbegabt erkannt worden waren. Stattdessen sollten sie bescheiden in ihren Familien bleiben und dort ihre Pflichten erfüllen, in dem Bewusstsein, dass „*nichts* klein und unwürdig, nichts entwürdigend ist, was Ihr denen erweist, an deren Seite Euch die Geburt gestellt hat, was Ihr leistet auf dem Platze, der euch von Gott angewiesen ist.“<sup>139</sup>

In diesem Artikel galt der Wunsch junger Frauen, als Künstlerin tätig zu sein, allein als unvernünftige Ruhmbegier, die in der modernen Zeit begründet lag. Zwar erkannte die Autorin an, dass es Frauen geben *konnte*, deren künstlerisches Talent tatsächlich eine berufliche Beschäftigung rechtfertigte, dies war für sie jedoch die große Ausnahme. Ihrer Ansicht nach setzten Mädchen verblendet ihr Lebensglück aufs Spiel, wenn sie sich berufsmäßig der Kunst widmeten. Der Widerstand zahlreicher Familien gegen den dickköpfigen Wunsch ihrer Töchter nach einer künstlerischen Karriere erschien hier als vollkommen gerechtfertigt. Die Autorin appellierte an diese Mädchen, ihre gefährlichen Ideen fallenzulassen und sich mit dem Leben in der Familie und im Haus zufriedenzugeben. Wie viele Frauen zu dieser Zeit tatsächlich ernsthaft mit dem Gedanken spielten, professionelle Künstlerin zu werden, lässt sich nicht feststellen. Es ist aber sicher, dass die professionelle Ausbildung weiblicher Künstler kurz nach der Jahrhundertmitte kaum eine Rolle spielte. Wenn einer Frau der Durchbruch gelang, so hatte

137 Vgl. zu Schauspielerinnen im frühen 19. Jahrhundert *Konstanze Mittendorfer*: Schauspielerinnen in den Zeitschriften des Vormärz. Ein Probenbericht von der theatralischen Verkörperung der Geschlechtsrollen, in: Friedrich/Urbanitsch (Hrsg.): Von Bürgern, 49–68.

138 *Der Bazar*, 15.3.1861, 87.

139 Ebd. Hervorhebung im Original.

sie sich die notwendigen Fähigkeiten meist selbst angeeignet.<sup>140</sup> Bevor Frauen künstlerische Fertigkeiten in Berufen nutzen konnten, sollten noch einige Jahre vergehen.<sup>141</sup>

## 6.5 Warnung vor der Frauenemanzipation

Eine große Beunruhigung ging seit der Märzrevolution von dem Begriff der „Emancipation“ aus, wie bereits in einem Kapitel weiter vorne beschrieben wurde. In den frühen Jahrgängen des *Bazar* wurde diese Thematik gelegentlich aufgegriffen. Die Erinnerung an die emanzipierten Frauen in der Revolution war noch recht frisch, jedoch galt die Gefahr als größtenteils überwunden und die Ordnung wiederhergestellt.<sup>142</sup> Während die „emanzipierten“ Frauen auf die rechtliche und soziale Gleichstellung mit Männern abzielten, waren die sogenannten Blaustrümpfe eher daran interessiert, möglichst viel Wissen und Bildung zu erlangen.<sup>143</sup> Nach Ansicht der Zeitgenossen konnten sie diese jedoch nur auf Kosten ihrer Weiblichkeit erreichen.

In den Antworten auf Leserbriefe erklärte die Redaktion mehrmals den Begriff Blaustrumpf; ein Beispiel: „Mit dem Namen ‚Blaustrümpfe‘ (blue stockings) bezeichnet man die Frauen, die, ohne eigentliches Genie, mit allerlei Gelehrsamkeit und Bildung prunken, geflissentlich dem eigentlich weiblichen Beruf Hohn sprechen und dessen Forderungen weder anerkennen noch erfüllen.“<sup>144</sup> Sowohl die emanzipierte Frau als auch der Blaustrumpf erregten größtes Missfallen in der bürgerlichen Gesellschaft, da beide die Rollenerwartungen an Frauen in Frage stellten.

Im *Bazar* wurde gelegentlich davor gewarnt, Mädchen zu viel Wissen aufzubürden, da sie sich zu Blaustrümpfen entwickeln könnten. Auch der Schritt zur Emanzipierten sei dann nicht mehr weit. Beide abweichenden Verhaltensweisen galten zwar als eingedämmt, ließen sich aber wohl nicht mehr vollkommen eliminieren.<sup>145</sup> Aus diesem Grund müsse man, da waren sich alle Schreiber und Schreiberinnen des *Bazar* einig, verhindern, dass sie sich unter den jungen Mädchen und Frauen weiter verbreitete. Dies sollte erreicht werden, indem man die

140 Vgl. Frevert: Künstler (wie Anm. 134, 137), 316.

141 Vgl. Eva Rieger: Die geistreichen aber verwahrlosten Weiber. Zur musikalischen Bildung von Mädchen und Frauen, in: Brehmer u. a. (Hrsg.): Frauen in der Geschichte IV, 397–406.

142 Vgl. *Der Bazar*, 1.3.1856, 68.

143 Zu diesem Begriff vgl. Beatrix Schmaußer: Blaustrumpf und Kurtisane. Bilder der Frau im 19. Jahrhundert, Stuttgart 1991, 144–152; Baumgarten: Hagestolz (wie Anm. 12, 105), 152–163; Helduser: Geschlechterprogramme (wie Anm. 132, 137), 129f.

144 *Der Bazar*, 15.11.1858, 340.

145 Vgl. *Der Bazar*, 1.1.1859, 4.

wissenschaftliche Bildung mit ausreichend ‚Herzensbildung‘, sowie Hausarbeit und Gebet ausglich. Die Kombination aus intellektueller und emotionaler Erziehung wurde dabei als ideal beschrieben. Derartig erzogene Mädchen würden

sogar mehr leisten, wie Großmütter und Mütter, denen die Pflichterfüllung nicht klar bewußt, sondern nur instinctiv war; sie werden keine Balldamen, keine Amazonen, keine Blaustrümpfe, keine Emancipierte sein wollen, sondern erst liebenswürdige junge Mädchen und seiner Zeit gute Hausfrauen, Mütter und Großmütter, besser noch, wie in der gerühmten alten Zeit!<sup>146</sup>

Ein gewisses Maß an wissenschaftlicher Bildung gestand man Frauen zu, allerdings nur eng verbunden mit der Erziehung zur traditionellen Frauenrolle, um ein komplettes Abgleiten in abweichende Verhaltensweisen zu vermeiden.

Seit Beginn des *Bazar* erschienen Berichte zur Lebenssituation von Frauen in aller Welt. Besonderes Interesse lag dabei auf den Vereinigten Staaten. Dort agierte seit den 1840er Jahren eine sehr aktive Frauenbewegung, die offenbar verschiedene Autoren zum Vergleich mit den Zuständen im deutschsprachigen Raum anregte. So wurden bevorzugt amerikanische Frauen dargestellt, die Tätigkeiten ausführten, die in Deutschland noch für Jahrzehnte undenkbar schienen. Amerikanerinnen galten in diesen Berichten beinahe generell als Emanzipierte; als Gestalten, deren Verhalten in Europa als ungeheuerlich empfunden wurde. Die Gegenüberstellungen der amerikanischen und deutschen Frauen bieten einen guten Überblick darüber, was in Deutschland als erwünschtes und was als emanzipiertes Verhalten gesehen wurde. Ein Artikel berichtete über eine (angebliche) Rede einer Frauenrechtlerin vor Bloomerinnen<sup>147</sup> in Cincinnati.<sup>148</sup> Der deutsche Korrespondent in den USA erklärte, er habe aus Neugier diese Veranstaltung besucht, denn alles, was mit Frauenemanzipation zusammenhänge, sei ihm zuwider. So berichtete er mit Abscheu von der Versammlung, denn die dort anwesenden Frauen sowie die Rednerin zeigten sich in höchstem Maße unweiblich. Ihre Bekleidung, neben dem obligatorischen Bloomerkostüm, bestand oftmals aus männlichen Kleidungsstücken, ihre Haare und Hüte waren unor-

146 *Der Bazar*, 8.5.1866, 151.

147 Amelia Bloomer, eine amerikanische Frauenrechtlerin, entwickelte eine Art Hosenanzug für Frauen, der den traditionellen Kleidern in Sicherheit, Sauberkeit und Bequemlichkeit überlegen sein sollte und nach ihr benannt wurde. Diese Kleidung wurde bevorzugt von Emanzipierten getragen und somit ein Kennzeichen ebendieser. Vgl. *Albrecht-Matschiske*: Das künstlerische Reformkleid (wie Anm. 14, 18), 239.

148 Vgl. *Der Bazar*, 1.3.1856, 66ff. Die hier geschilderte, angeblich berühmte Frauenrechtlerin Rebekka Smith ist nicht auszumachen, so dass der Artikel als Tatsachenbericht unglaubwürdig scheint. Die generellen Anmerkungen über Frauenrechtlerinnen sind dennoch aussagekräftig.

dentlich, sie waren grundsätzlich hässlich, tranken Whisky und lachten laut. Die ebenfalls anwesenden Männer waren dagegen unterwürfig und still.

Dies empfand der Berichterstatter bereits als abstoßend, doch auch der Inhalt der Rede erschien ihm unfassbar, denn die Rednerin kündigte die Umkehrung der Geschlechterrollen an. Sie erklärte, dass Frauen nun gegen ihre jahrhundertelange Unterdrückung aufbegehrten: „Mögen alle Männer erfahren, daß wir müde sind uns auf das Haus beschränken zu lassen. Lange genug haben die Männer die Welt beherrscht und ihre Schicksale entschieden. Jetzt ist die Reihe an uns gekommen; Platz für uns!“<sup>149</sup> Männer sollten von nun an für Kinder und Haushalt zuständig sein, während Frauen die Welt verbesserten. Die männlichen Zuhörer stimmten dieser Forderung unterwürfig zu. Als Gegner dieser Entwicklung nannte die Rednerin alle europäischen Frauen, denn diese seien nach wie vor unemanzipiert und lebten nach traditionellen Vorstellungen. Sie seien hilflos, ohne Ideen und Kraft, bloße Spielzeuge der Männer und nur an hübschen Kleidern interessiert, während amerikanische Frauen Erfindungen machten und bereits kurz davor seien, die Regierung zu übernehmen. Der Autor machte die Bemerkung, europäische Damen würden zweifellos „vor Schaam vergehen“, wenn man behaupte, sie und amerikanische Bloomerinnen seien gleichermaßen Frauen.

Für das Publikum der damaligen Zeit warf dieser Bericht wohl ein sehr schlechtes Licht sowohl auf die amerikanische Gesellschaft als auch auf die Emanzipationsbewegung allgemein. Der gesamte Artikel verfolgte eine eindeutige Tendenz gegen die Frauenemanzipation. Der Autor zielte wahrscheinlich darauf ab, seine Leserinnen so zu empören, dass sie sich von der Frauenbewegung allgemein distanzieren und jeden Vergleich mit den aufsässigen und rebellischen amerikanischen Frauen von sich wiesen. Sein Ausspruch, dass sich europäische Frauen für ihre Schwestern in Übersee schämen würden, impliziert eine zustimmende Antwort der Leserinnen, denn sicherlich wollte sich keine deutsche Dame nachsagen lassen, derartige Sittenverstöße gutzuheißen. Eine ähnliche Taktik unterstellte er der Rednerin, die in ihrer Rede Beifall von den beflissenen männlichen Zuhörern erheischte, die ihren „guten Charakter“<sup>150</sup> vor den Frauen demonstrieren wollten und damit bereits ihre Unterwerfung bekundeten. Insgesamt befeuerte der Beitrag die Angst der bürgerlichen Schichten vor einer Rückkehr der Emanzipationsbewegung und schuf ein für Zeitgenossen erschütterndes Gegenbild zur den wohlgeordneten europäischen Gesellschaftsverhältnissen. Mit der Emanzipation der Frauen, so die Quintessenz des Artikels, ging die Revolution einher.

Wenngleich man zu dieser Zeit allgemein die „Emanzipation“ der Frau fürchtete, die man mit Sittenverfall und dem Niedergang der Gesellschaft in Zusammenhang brachte, so äußerten doch durchaus einige Personen Verständnis für

149 *Der Bazar*, 1.3.1856, 67.

150 Ebd.



die Frauenbewegung. Auch im *Bazar* erschienen Artikel, in denen man dem Phänomen auf den Grund zu gehen versuchte. Amely Bölte etwa stellte fest, dass der Begriff „Emancipation der Frauen“<sup>151</sup> seit etwa zehn Jahren, also 1848, in Deutschland ein häufiges Thema sei. Die Verhandlungen dieser Angelegenheit in der Öffentlichkeit liefen ihr zufolge dabei nach folgendem Schema ab:

Das geistreiche Berlin, wie immer schnell mit einem Witze bei der Hand, lieferte eine Reihe von Kupferstichen mit Amazonen aller Art, rauchend, trinkend und den Männern das nachahmend, was diese Unschönes thun. Die Gesellschaft lachte. Die Herren der Erde lachten, und wie ephemere Erscheinungen sind die sogenannten Emancipierten über die Bühne des Lebens gegangen.<sup>152</sup>

Die Emanzipierten wurden demnach von der gelehrten Männerwelt als erheiternde, amüsante Kuriosität empfunden, über die man sich kurzzeitig belustigen konnte, dann wandte man sich anderen Dingen zu. Fragen nach dem Grund für die Auflehnung dieser Frauen gegen die sozialen Normen wurden nicht gestellt, der etablierten Gesellschaft erschien das Thema als erledigt.

Bölte sah dies anders, sie stellte sich die Frage nach dem Warum. Sie ging davon aus, dass selbst den Emanzipierten eher unklar war, was genau ihre Forderungen waren. Was sie vorantrieb, sei eine allgemeine Unzufriedenheit, die sie nicht benennen konnten. Bölte erklärte, der Druck, der Frauen zu dieser öffentlich erkennbaren Rebellion gedrängt habe, müsse ein übermäßig quälender gewesen sein, da die weibliche Natur gewöhnlich alles Leiden still ertrage, ohne etwas nach außen dringen zu lassen. Die Schriftstellerin wollte der Frage nachgehen, was die Frauen derartig belaste, dass sie die Grenzen ihres Geschlechtscharakters so zu übertreten wagten. Ihrer Ansicht nach lag das Problem in der Bildung der jungen Mädchen. Sie erklärte, die allgemeine Bildung habe in der Gesamtbevölkerung in den letzten Jahrzehnten deutlich zugenommen, unter anderem durch die Einführung der Volksschulen, in denen Mädchen und Jungen gemeinsam unterrichtet wurden. Während die meisten (bürgerlichen) Jungen danach aber eine umfangreiche, bis in das junge Erwachsenenalter ausgedehnte Bildung genossen, seien die Unterrichtsinhalte für Mädchen oberflächlich und endeten zudem bereits um das fünfzehnte Lebensjahr herum, ihre Schulzeit sei zu diesem Zeitpunkt vorbei und sie kehrten in ihr Elternhaus zurück. Während der Mann also eine vollständige, in sich geschlossene Bildung erhielt, erhielt die Frau eine beschränkte Form dieser Bildung, und das, obwohl die Geschlechter die ersten Jahre gemeinsam lernten.

Laut Bölte lag hier der Ursprung des Emanzipationsproblems, denn die Mädchen empfanden den Unterschied, der in Bezug auf Bildung gemacht werde, und

151 *Der Bazar*, 15. 6. 1858, 175.

152 Ebd.

ihre Abgeschlossenheit im Haus deutlich. Die Schriftstellerin selbst schien mit der Problematik vertraut:

Da ich es selbst erfahren habe, wie grenzenlos elend man sich fühlen kann, wenn man stickend, strickend, die Rolle einer empfindsamen und *bescheidenen* jungen Dame spielen soll, deren Hauptgeschäft es ist, den Katechismus aller Schicklichkeitslehren auswendig zu lernen und immer darauf gefaßt zu sein, daß sich Jemand in sie verliebe – so glaube ich behaupten zu können, daß das Zwecklose unseres bischen [sic] Wissens und Verstehens die Quelle unserer Unzufriedenheit ausmacht.<sup>153</sup>

Die Mädchen verbrachten Jahre, darauf zu warten, dass ein Mann in ihr Leben trat, als einzige Beschäftigungen blieben ihnen Handarbeiten und sittliches Benehmen. Ihr in der Schule erlangtes Wissen brachte ihnen keinen weiteren Nutzen. Die endlose Handarbeit ließ ihnen ausreichend Zeit, sich Träumereien hinzugeben, die ebenfalls zu nichts führten, sondern im Gegenteil pessimistische Gedanken nur verstärkten.<sup>154</sup> Aus dieser Enträuschung heraus entstehe der Drang nach Veränderung, und solange die Ursache dieses Problems nicht beseitigt sei, drohe dieser unverändert weiter, so Bölte. Ihrer Ansicht nach war es daher notwendig, Mädchen eine bessere Bildung zukommen zu lassen, da dies ihren Geist sinnvoll beschäftigen könne.

Dem stehe jedoch oftmals der männliche Egoismus entgegen, denn die Ansicht sei verbreitet, Frauen sollten instinktiv fühlen statt rational verstehen: „Männer haben sich eingeredet, eine Frau müsse nur empfinden, sie müsse mit dem feinen Instincte ihrer Natur alles erfassen, selbst das Geistige, sie müsse ein Thier, ein reizendes Thier sein.“<sup>155</sup> Indem man Mädchen geistig verkümmern ließe, fördere man jedoch entweder ihre Rebellion oder ihre Melancholie; beides dürfe keine akzeptierte Option darstellen. Bölte forderte daher, Mädchen besseren Unterricht zu erteilen, durchaus auch in Mathematik, Latein und ähnlichen Fächern, und sie weiterhin rund um die Uhr beschäftigt zu halten, damit ihnen keine Zeit zum Träumen bleibt. Sie erklärte nicht, womit die Mädchen beschäftigt werden sollten; keinesfalls jedoch mit stundenlangen Handarbeiten. Geistig ausgelastete Mädchen seien frisch und gesund, sie würden keine Tendenzen zur Frauenemanzipation aufweisen. So stark Böltes Beitrag auch begann, gegen Ende erschien er sehr kraftlos, denn außer den Forderungen nach mehr Mathematikunterricht und weniger Stickereien gab sie keine weiteren Anweisungen oder Hinweise, wie

153 Ebd. Hervorhebung im Original.

154 Vgl. dazu *Martina Kessel*: Langeweile. Zum Umgang mit Zeit und Gefühlen in Deutschland vom 18. bis zum frühen 20. Jahrhundert, Göttingen 2001, 91–157.

155 *Der Bazar*, 15.6.1858, 176.

man junge Mädchen zu einem glücklichen Leben führen könne, außer sie täglich vierundzwanzig Stunden beschäftigt zu halten.

Dennoch war der Artikel von großer Bedeutung für den *Bazar*, da hier die Frauenemanzipation und frühe Frauenbewegung nicht kategorisch als falsch abgewiesen wurde. Stattdessen zeigte Bölte Verständnis und fragte nach den Gründen. Sie erkannte die „verstandlose Erziehung“<sup>156</sup> der Mädchen als den Fehler im System, den man zu beseitigen habe, wollte man nicht auch in Zukunft mit unzufriedenen, vielleicht sogar rebellischen Frauen zu tun haben müssen. Dabei beschuldigte sie vorrangig die Männer, die Frauen absichtlich und selbstsüchtig auf einem niedrigen Bildungsstand hielten. Die Folgen dieser Missachtung sei die Emanzipationsbewegung, über die die selbstherrlichen Männer sich am Ende auch noch belustigten. Die Allgemeinbildung zu heben sollte dagegen die Zufriedenheit der weiblichen Bevölkerung erhöhen und somit zu einer besseren Gesellschaft führen. Die Leere des jugendlichen Lebens war eine Bedrohung, die man ausschalten müsse, um die gesunde Entwicklung der Mädchen nicht zu gefährden. Zu diesem frühen Zeitpunkt im *Bazar* gab es noch keine konkreten Vorschläge, wie dies zu bewerkstelligen war, außer ununterbrochener Beschäftigung mit diversen Tätigkeiten und größerer geistiger Anregung.

Gegen Ende dieses ersten Zeitabschnitts des *Bazar* kam es im Leserbriefteil der Zeitschrift zu einer Kontroverse, die ebenfalls mit dem Thema Emanzipation verknüpft war. Im Juni 1865 zitierte Redakteur Julius Rodenberg einige Zeilen aus einem der Redaktion zugesandten Gedicht.<sup>157</sup> Offenbar missfiel ihm die Thematik des Gedichts, denn er erklärte, das, was die Dichterin „in der That besingt“, sei das „was man Frauen-Emancipation nennt“<sup>158</sup>. Er verwies sie auf einen Artikel in der gleichen *Bazar*-Nummer, in dem sich sein Kollege Eduard Schmidt-Weißenfels über die deutsche Dichterin Anna Louisa Karsch<sup>159</sup> auslies und ein Zitat Friedrichs des Großen brachte, dass sie, statt zu dichten, lieber Strümpfe stricken solle. Ähnliches, so Schmidt-Weißenfels, habe auch Napoleon über eine Schriftstellerin gesagt.<sup>160</sup> In seiner Antwort fügte Rodenberg dann noch hinzu, dass auch Heinrich Heine über eine „sehr geistreiche Dame“ gemeint habe: „Sagen Sie mir von einer Frau, daß sie schön oder liebenswürdig sei, daß sie gut singen oder gut kochen könne – aber geistreich! Pah – gehen Sie mir damit: den Geist suchen wir nicht bei den Frauen, den haben wir selber!“<sup>161</sup> Rodenberg bediente sich damit der Aussagen dreier prominenter Männer, dass Frauen, anstatt geistreich zu

156 Ebd.

157 „Darfst Du Deine Schwingen regen, / Geist des Weibes, bist du frei? / Nein, in enge Fesseln legen / Sitte Dich und Tyrannei.“ *Der Bazar*, 23.6.1865, 212.

158 Ebd.

159 Vgl. Gerhard Hay: Karsch, Anna Louisa, in: NDB 11, Berlin 1977, 299–300.

160 Vgl. *Der Bazar*, 23.6.1865, 209.

161 Ebd., 212.

sein und Gedichte zu schreiben, lieber typischen Frauenaktivitäten wie Stricken und Kochen nachgehen sollten.

Wenige Monate danach wurde das Thema wieder aufgegriffen, diesmal in einem eigenständigen Artikel. Unter dem Titel „Der Geist der Frauen. Ein offener Brief“<sup>162</sup> erklärte Rodenberg im Namen der Redaktion, dass sie nach den eben besprochenen Bemerkungen in der Korrespondenz eine ganze Reihe an Zuschriften aus dem gesamten deutschsprachigen Gebiet erreicht habe. Er zitierte aus einem Brief einer Prager Korrespondentin:

Dieser Ausspruch hat unter der hiesigen Damenwelt einen allgemeinen Sturm hervorgerufen. [...] Wir finden es sehr sonderbar, mein Herr, daß *Sie jetzt noch* eine solche Tendenz verfolgen mögen, in einem Jahrhundert, wo Fortschritt und Aufklärung überall Hand in Hand gehen, wo man sich veralteter Vorurtheile und antiquierter Ideen zu entäußern sucht und endlich anfängt zu begreifen, daß Gott das Weib mit denselben Fähigkeiten geistiger Natur ausgestattet hat, wie den Mann, daß sie auch denken und nicht bloß fühlen dürfe.<sup>163</sup>

Moderne und aufgeschlossene Frauen, so diese Schreiberin, konnten Rodenbergs Äußerung daher nur entschieden von sich weisen. Der wiederum erklärte, diese Abonnentin habe die eigentliche Thematik nicht erkannt, denn es gehe um Folgendes: „Es handelt sich bei unserer Untersuchung durchaus nicht um den *Werth*, sondern allein um den *Beruf* der Frauen!“<sup>164</sup> Es sei nicht Ziel gewesen, Frauen generell abzuwerten, sondern sie auf ihren eigentlichen Wirkungskreis zurückzuweisen. Eine Leserin aus Stettin habe dies erkannt:

Kann eine Frau überhaupt liebenswürdig sein ohne Geist? Kann eine geistlose Frau dem Manne das Leben versüßen, kann sie seine Gefährtin sein? Glauben Sie mir, in den geringsten Beschäftigungen der Frauen ruht Geist. Ohne Geist kann die Frau in ihrer Häuslichkeit und aus ihrer Häuslichkeit nichts Rechtes schaffen: und der Duft und Zauber, der Ihnen aus dem Daheim einer echten und rechten Frau entgegenweht, dieses unerklärliche Etwas, das die Stätte ihrer Wirksamkeit, das Haus, den Anderen so licht, so sauber, so poetisch und ihrem Manne als die liebste Stätte auf Erden erscheinen läßt: was wäre das anderes, als der *Geist der Frau*?<sup>165</sup>

Der Geist der Frau äußerte sich demzufolge in ihrem häuslichen Wirken, in ihrer Zuwendung zum Mann. Rodenberg stimmte dieser Aussage aus vollem Herzen zu. Dieser Geist sei es, den die Zeitschrift fördern und pflegen wolle. Die Aufmerksamkeit einer Frau solle sich auf ihre Häuslichkeit konzentrieren, doch

162 *Der Bazar*, 8.10.1865, 228f.

163 Ebd., 228. Hervorhebung im Original.

164 Ebd. Hervorhebung im Original.

165 *Der Bazar*, 8.10.1865, 229. Hervorhebung im Original.

Schriftstellerinnen und andere öffentlich tätige Frauen könnten oder wollten dies nicht und seien deswegen problembehaftet. Er fragte, wie sie die öffentliche Sphäre betreten könnten, ohne die häusliche zu verlassen, da sich diese vollkommen ausschließen würden. Wenn es selbst Männern nicht gelingen könne, „zugleich Dichter und Beamter“<sup>166</sup> zu sein, so gelinge Frauen dies erst recht nicht.

Der Redakteur schloss nicht aus, dass es kreativ schaffende Frauen geben könne; ihre Fähigkeit bezweifelte er durchaus nicht, jedoch ihren Beruf dazu. Es gebe zahlreiche Beispiele für Dichterinnen, Schriftstellerinnen, Malerinnen usw., die zwar in ihrem Fache Hervorragendes leisten, dafür jedoch den eigentlichen weiblichen Beruf verfehlt hätten. Als solche zählte er Madame de Staël, Rosa Bonheur und Annette von Droste-Hülshoff auf. Weibliche Genies seien demnach durchaus möglich, denn: „Der Genius steht *über* dem Beruf wie über dem Geschlecht: er ist ein Zwang, dem die Seele gehorchen *muß!*“<sup>167</sup> Diese Frauen konnten ihrer Genialität nicht entkommen, sie mussten sie ausleben, jedoch war jeder von ihnen persönliches Unglück vorherbestimmt, da ihre Begabung auf Kosten ihrer Weiblichkeit gehen musste. Sie sollten kein Vorbild für andere Frauen sein, denn sie konnten weder anderen Glück spenden noch selbst erleben, sie seien weder gute Ehefrauen noch Hausfrauen noch Mütter gewesen.

Geniale Frauen gab es Rodenbergs Ansicht nach nur sehr vereinzelt, aber zahlreiche „respectabl[e] Mittelmäßigkeiten, welche mit gleicher Virtuosität am Morgen den Kochlöffel und am Abend die Feder schwingen, welche Rechnungsbücher und historische Romane aus demselben Tintenfaß schreiben“.<sup>168</sup> Hiermit meinte er die gewöhnlichen Frauen, die sich anmaßten, in beiden Sphären, Welt und Häuslichkeit, leben zu wollen und dabei an beiden Fronten scheitern mussten. Frauen sollten sich allein darauf beschränken, ihren Haushalt zu führen, denn dies war ihr Beruf.<sup>169</sup> Die Prager Korrespondentin wies Rodenberg jedoch auf eine Schwierigkeit diesbezüglich hin: „Sie sagen, [...] das Weib soll ihrem Berufe treu bleiben, soll sich in ihrer Sphäre bewegen. Aber nicht jedes Weib wird Gattin, nicht jedes Mutter – wo ist dann die Sphäre, wo dann ihr Beruf?“ Rodenberg gab diese Problematik zu und bekannte, dass diese Frage „tief einschneidet in das sociale Leben der Gegenwart“.<sup>170</sup> Er lieferte an dieser Stelle keine Antwort, versprach jedoch eine weitere Beschäftigung mit diesem Thema in kommenden

166 Ebd.

167 Ebd.

168 Ebd.

169 Zur Unterscheidung zwischen männlichem und weiblichem Beruf vgl. *Christine Mayer: Shaping the Modern Woman. Transformations in Education in the Eighteenth and Nineteenth Century in Germany*, in: Greetje Timmerman/Nelleke Bakker/Jeroen J. H. Dekker (Hrsg.): *Cultuuroverdracht als pedagogisch motief. Historische en actuele perspectieven op onderwijs, sekse en beroep*, Eelde 2007, 145–158.

170 *Der Bazar*, 8.10.1865, 229.

Ausgaben. Bevor er seinen Artikel beendete, äußerte er die Hoffnung, seinen Leserinnen bewusst gemacht zu haben, dass *Der Bazar* den weiblichen Geist stets angemessen würdigen werde. Am liebsten sei es ihm aber, wenn dieser Geist dort gehuldet werde, wo sein von Gott angewiesener Platz sei: im Haus.

Rodenbergs Meinung zur Rolle der Frau, die er quasi nebenbei in seiner üblichen Plauderei kundtat, stieß offensichtlich bei zahlreichen Leserinnen auf Widerspruch und entfachte somit eine Debatte. Der ursprüngliche Auslöser der ganzen Angelegenheit, das emanzipatorische Gedicht, spielte dabei keine Rolle mehr, stattdessen ärgerten sich die Abonnentinnen über Rodenbergs Äußerung, dass Frauen keinerlei Geist besäßen. Die Kritikerinnen teilten sich in zwei Gruppen. Die Erste empörte sich darüber, dass Rodenberg und mit ihm die Bazarredaktion diese Meinung vertrat, die sie als veraltet betrachtete und als der modernen Gesellschaft nicht mehr angemessen. Dass Frauen und Männer über dieselben geistigen Fähigkeiten verfügten, war die Überzeugung dieser Leute, bei welchen es sich wohl um – für damalige Verhältnisse – radikale Emanzipierte handelte. Die zweite Gruppe widersprach ebenfalls Rodenbergs Aussage, allerdings aus anderen Gründen. Sie erklärte, alle weiblichen Tätigkeiten, wie etwa das Haus gemütlich einzurichten, seien nur mit Geist möglich. Rodenberg nutzte diese Argumentation zur Überleitung zu einem anderen Thema, es gehe nicht um die Existenz und den Wert des weiblichen Geistes, sondern darum, ob er richtig eingesetzt werde. Frauen, die sich mit frauenuntypischen Dingen beschäftigten, nutzten demnach ihre geistigen Eigenschaften auf falsche Weise, nur im Haus und speziell im Umgang mit ihrem Mann könnten sie ihre Begabung angemessen und lobenswert zum Einsatz bringen. Die Redaktion zeigte sich in dieser Hinsicht also durchaus konservativ im Hinblick auf die Rolle der Frau.

Ob Rodenberg seine früheren Aussagen und Zitate zum Frauengeist nun ironisch oder ernst meinte, bleibt unklar. Er lenkte von diesem Thema ab auf ein anderes, die Frage, was mit unverheirateten Frauen geschehen solle, die ihr Leben nicht allein einem Mann und ihrem Haushalt widmen konnten. Diese Frage wurde von ihm nicht beantwortet, wird jedoch eine bedeutende Rolle im nächsten Zeitabschnitt des *Bazar* spielen. Bemerkenswert ist, dass die Kontroverse etwa eine Woche vor der Gründung des ersten deutschen Frauenvereins ADF veröffentlicht wurde. Möglicherweise war die Redaktion durch ihr ehemaliges Mitglied Jenny Hirsch, die ja auch Gründungsmitglied des ADF war, bereits darüber informiert, dass das Thema der Frauenbewegung in Kürze hochaktuell werden würde, und nutzte diese Gelegenheit, die Leserinnen und Leser auf das Kommende vorzubereiten.

## 6.6 Zwischenergebnis

Bereits in den Artikeln dieser ersten Dekade des *Bazar* wird deutlich, dass in der Zeitschrift von Beginn an eine Auseinandersetzung mit der sozialen Stellung der bürgerlichen Frau stattfand. Zunächst einmal ist festzuhalten, dass das vorherrschende Geschlechterkonzept des 19. Jahrhunderts in den Beiträgen vorherrscht, gleichgültig, welcher Art diese Artikel sind. Kein Autor, keine Autorin vertritt die Ansicht, die Geschlechterdifferenzen seien nicht natur-, bzw. gottgegeben. Der *Bazar* argumentierte demnach in einer durchweg bürgerlichen Denkweise. Es erschienen zahlreiche Artikel, in denen das angemessene Verhalten von Frauen besprochen wurde, insgesamt sollten sie in keiner Weise auffallen. Ihre Kleidung und ihr Benehmen sollten angenehm wirken, ohne aber besondere Aufmerksamkeit zu erregen. Dass dieses Thema immer wieder und mit immer neuen Schwerpunkten angesprochen wurde, zeigt aber auch, dass sich viele Frauen nicht an die Vorgaben hielten, sei es aus Unwissenheit oder bewusst.

Neben diesen allgemeinen Verhaltensvorgaben zu Alltagssituationen erschienen tiefgreifendere Beiträge, die sich mit dem Verhältnis zwischen den Geschlechtern beschäftigten. Besonders die Artikel von Julie Pfannenschmidt bzw. Burow betonten die Aufgabenteilung zwischen Mann und Frau. Diese Verteilung sah die Frau als allein der häuslichen Sphäre zugehörig. Dort hatte sie Aufgaben und Pflichten zu erfüllen; wie etwa die, den Mann, der durch alltägliche Kämpfe in der Welt erschöpft nach Hause zurückkehrte, zu umsorgen und ihm somit seine Kraft wiederzugeben. Auch hier herrscht völlige Übereinstimmung zum allgemein verbreiteten Geschlechterkonzept. Im *Bazar* insgesamt und speziell bei Burow wurden jedoch auch die weiblichen Fähigkeiten und Leistungen besonders gewürdigt. Immer wieder wurde betont, wie bedeutend es für die Menschheit sei, dass Frauen ihre ganze Kraft dem Wohl ihrer Angehörigen widmeten. Diese Leistung beschränkte sich im *Bazar* im Übrigen nicht auf die verheirateten Frauen und Mütter. Stattdessen wurde betont, dass auch die ledige Frau, die in der damaligen Zeit oftmals als verfehlte Existenz betrachtet wurde, ihren Beitrag zum allgemeinen Wohlbefinden leistete. Insgesamt wurde demnach das Selbstbewusstsein aller Frauen angesprochen, ob verheiratet oder nicht. Jede Frau, vorausgesetzt, sie erfüllte gewissenhaft ihre Pflichten anderen gegenüber, habe ihren Wert und somit ein Anrecht auf Anerkennung und Respekt. Bei aller Bescheidenheit, die von Frauen verlangt wurde, äußerte sich in verschiedenen Beiträgen somit doch ein spezifisches weibliches Selbstbewusstsein. In gewisser Weise nahmen viele Artikel dieser frühen Jahrgänge des *Bazar* die Verehrung der Weiblichkeit, die zur Jahrhundertwende als ‚geistige Mütterlichkeit‘ prominent werden sollte, vorweg.

Ein weiterer wichtiger Aspekt der Geschlechterbeziehungen wurde ebenfalls immer wieder besprochen: die Liebe der Frau zu einem Mann. Ganz im Ein-

klang mit zeitgenössischen Ansichten nahm man auch im *Bazar* an, dass die Liebe selbstverständlich zum Wesen einer jeden Frau gehörte. Es sei ganz natürlich, wenn sie sich in einen Mann verliebe und daraufhin ihr ganzes Leben an ihm ausrichte, sogar ihren Charakter an ihn anpasse. Frauen sollten jederzeit Rücksicht auf den geliebten Mann nehmen, seine Interessen sollten stets gewahrt werden. So hieß es, dass eine Frau sogar auf die Einlösung des Eheversprechens verzichten sollte, wenn sich ihr Verlobter nicht mehr zu ihr hingezogen fühlte. Derartige Beiträge stellten an Frauen überaus hohe Ideale bezüglich Liebe und Pflichterfüllung gegenüber anderen, die sicherlich in der Realität kaum erfüllbar waren.

Neben diesen idealistischen Beiträgen veröffentlichte *Der Bazar* jedoch auch Texte, in denen nüchternere Betrachtungen des ehelichen Lebens dargelegt wurden. In derartigen Berichten wurde zumeist die Willkür und Ungerechtigkeit des Ehemannes geschildert, dem die Ehefrau auch beim besten Willen nichts recht machen konnte. Manche Beiträge warnten die junge Leserin geradezu davor, dass auch ihr zukünftiger Gatte sich als ein solcher Tyrann entpuppen könnte. Bei aller Kritik an diesen schlechten Ehemännern boten die Autorinnen jedoch keinen anderen Ratschlag, als dass sich die Frau weiterhin ihren Pflichten als Gattin zu stellen habe. Denn auch wenn die Möglichkeit einer Scheidung bestand, so wurde diese dennoch als ungeeignet abgelehnt. Möglicherweise waren diese Beiträge als Trost und Motivation für Frauen in unglücklichen Ehen gedacht. Andererseits könnte die Lektüre des Artikels auch manchen Ehemann zu der Überlegung gebracht haben, sein Verhalten seiner Frau gegenüber zu überdenken.

Ein Thema, das ebenfalls wieder und wieder besprochen wurde, war die Frage nach der richtigen Bildung für Mädchen und Frauen. Dass sie grundsätzlich über Bildung verfügen sollten, stand hier außer Zweifel, unklar war jedoch der Umfang und die Art der Bildung. Es wurde lobend darauf hingewiesen, dass der aktuelle Wissensstand der Frauen ein wesentlich höherer sei als noch zu Beginn des Jahrhunderts bzw. den Bedürfnissen der modernen Zeit entsprechend. Gründlicher Schulunterricht wurde als selbstverständlich betrachtet, bot aber immer auch die Gefahr der geistigen Überforderung der Mädchen. Bildung, so hieß es in vielen Beiträgen, benötigten Frauen, um ihren Haushalt effizient und vernünftig organisieren zu können. Zu diesem Zweck sollten sie wissenschaftliche Grundlagenkenntnisse besitzen. Aber auch schönggeistiges Wissen wurde für bürgerliche Frauen immer bedeutender. Eine unwissende Frau, so hieß es in einigen Beiträgen, müsse unglücklich sein, da sie den Gesprächen der Männer nicht folgen könne, zudem langweile sie ihren Gatten mit ihrer Banalität. Um auf diesem Gebiet Abhilfe zu schaffen, erklärten einige Beiträge, dass es auch Aufgabe der Männer sei, ihre weiblichen Angehörigen weiterzubilden. Sie sollten mehr mit diesen sprechen und ihnen die Welt erklären, damit sich der geistige Horizont der Frauen erweitere und sie intensiver auf die Interessen der Männer eingehen



könnten. Artikel, in denen die Männer aufgefordert wurden, sich selbst um die Weiterbildung ihrer weiblichen Verwandten zu bemühen, deuten darauf hin, dass *Der Bazar* trotz der so häufigen Ansprache einer rein weiblichen Leserschaft doch oft genug auch von Männern gelesen wurde.

Gelegentlich machten im frühen *Bazar* Autorinnen den Männern Vorwürfe; so etwa, dass diese nur auf Oberflächlichkeiten bei der Brautsuche aus seien oder aus Egoismus den Frauen eine umfassendere Bildung verweigerten. Diese Anschuldigungen waren für die Zeit sicherlich recht gewagt. Allerdings waren die Folgerungen, die daraus entstanden, nicht übermäßig rigoros, denn sie liefen immer darauf hinaus, Frauen zu besseren Partnerinnen für Männer zu machen und somit das Familienglück zu erhöhen. Der eigene Wissensdrang der Frauen spielte in diesen Argumentationen keine Rolle.

Bei allen Forderungen nach besserer weiblicher Bildung blieb im *Bazar* stets die Angst vor einer zu großen Bildung der Frau präsent. Offenbar empfand man es als ständig drohende Gefahr, Mädchen mit Wissen zu überladen und somit zu Blaustrümpfen zu machen. Diese Frauen, deren Wissen mit dem der Männer vergleichbar sei, wären nicht mehr in der Lage, ihre weibliche Rolle auszuführen, und stürzten somit sich und andere ins Unglück. Die Erziehung von Mädchen war demnach eine heikle Angelegenheit, in der leicht zu viel oder zu wenig Bildung Schaden anrichtete. Die große Anzahl an Artikeln zu diesem Thema lässt vermuten, dass bürgerliche Familien dieser Zeit sehr verunsichert waren, wie viel Bildung sie ihren Töchtern angedeihen lassen konnten oder mussten, um weder zu unzeitgemäß noch zu vorkämpferisch zu erscheinen. Die Autoren und Autorinnen des *Bazar* beantworteten diese Frage im Allgemeinen damit, dass eine gute wissenschaftliche Grundlagenausbildung auf allen Gebieten notwendig sei. Jedes potentielle Zuviel an Wissen sollte jedoch mit Herzens- und Gemütsbildung ausgeglichen werden. Darunter verstand man im Allgemeinen, die Mädchen stetig im Haushalt zu beschäftigen und sie sorgfältig in eine religiöse Weltanschauung einzubinden. Insgesamt unterstellten viele Artikel aber auch, dass eine umfassende Bildung für Mädchen in Zukunft unentbehrlich werden würde, um den Anforderungen der modernen Zeit zu genügen.

Eng verbunden mit der Frage der Bildung war die der weiblichen Erwerbstätigkeit. Zu dieser Problematik wurden bereits in den ersten Bazarjahrgängen zahlreiche Artikel veröffentlicht. Das Ideal sah vor, dass Frauen in ihren frühen Erwachsenenjahren aus ihrem wohlhabenden Elternhaus direkt in den Haushalt ihres Ehemannes zogen und somit stets versorgt waren. Jedoch zeigen die verschiedenen Beiträge, dass die Realität oftmals ganz anders aussah; in vielen Familien waren die finanziellen Mittel knapp und so manche Eheschließung ließ lange auf sich warten oder kam nie. In diesen Fällen wäre bereits damals eine Erwerbstätigkeit notwendig gewesen, auch wenn dies offenbar geradezu ein Ta-

buthema war. Abgesehen von den sozialen Vorurteilen waren zudem die Optionen bürgerlicher Frauen noch alles andere als vielfältig.

Generell war um die Jahrhundertmitte die Zahl der akzeptablen Berufe für Frauen der Mittelschicht äußerst klein. Im *Bazar* wurden nur die Gesellschafterin und die Lehrerin bzw. Erzieherin genannt. Zum Thema Gesellschafterin erschien nur ein Beitrag, in dem der Beruf als nicht sinnvoll dargestellt wurde, da er sich kaum für ein höheres Lebensalter eigne und somit die Altersversorgung nicht sichern könne. Wesentlich mehr Eignung wurde dem Beruf der Lehrerin zugemessen, dem mehrere Artikel gewidmet waren. Je nach Autorin wurden unterschiedliche Vorzüge des Berufs betont, so etwa, dass viele Lehrerinnen doch noch einen Ehepartner fänden. Eine andere Autorin pries dagegen die Lehrerin als Frau, die – obwohl unverheiratet – einen ehrenwerten Platz in der Gesellschaft einnehme und durchaus ein hohes Selbstwertgefühl haben dürfe, da sie ihre weiblichen Fähigkeiten für die Erziehung junger Mädchen einsetze und sich zudem aus eigener Kraft finanzieren könne, ohne der Familie auf der Tasche zu liegen. Darüber, wie die organisatorischen Abläufe einer Ausbildung zur Lehrerin lauten, informierten die Artikel nicht. Sie sollten wohl in erster Linie dazu dienen, junge Frauen, aber besonders ihre Eltern davon zu überzeugen, sich rechtzeitig Gedanken über die Zukunft zu machen. Der Tenor war, dass eine frühzeitige Entscheidung zu einer Berufsausbildung stets von Vorteil sei. Die Ausbildung junger Frauen sei kein Eingeständnis, dass ihre Heiratschancen vertan seien, sondern eine gute Investition.

Die Artikel schlugen zwei Argumentationswege ein. Zum einen wurde an das Selbstwertgefühl der Frauen appelliert, die von ihren Verwandten finanziell unabhängig sein wollten. Zum anderen erschien das Argument der finanziell notwendigen Unabhängigkeit. Es hieß, dass viele Familien sich in den gegenwärtigen sozialen Verhältnissen den Unterhalt unverheirateter Verwandter schlicht nicht mehr leisten konnten, so dass es unumgänglich sei, dass diese aus eigener Kraft für sich sorgen mussten. Eine Autorin schreckte diesbezüglich auch nicht davor zurück, den Frauen gebildeter Stände handwerkliche Arbeiten wie Kunststicken oder Wäschezeichnen ans Herz zu legen, da diese ehrliche Arbeit keineswegs erniedrigend sei. Allmählich entwickelte sich ein Problembewusstsein dafür, so zeigen Artikel zur weiblichen Erwerbsarbeit, dass in vielen Familien weibliche Angehörige beschäftigungslos vor sich hin lebten, worunter oftmals ihr Selbstbewusstsein und die finanzielle Basis der Familie litten. *Der Bazar* setzte sich mit seinen Texten früh dafür ein, die Erwerbstätigkeit von Frauen – in eng gesteckten Grenzen – gesellschaftsfähig zu machen. Als selbstverständlich wurde vorausgesetzt, dass verheiratete bürgerliche Frauen keiner Arbeit nachgingen, deswegen erschienen dazu keine Artikel. Inakzeptabel war zudem jede künstlerische Arbeit, da sie der Natur der Frau widersprach und sie der Gefahr aussetzte, in der Öffentlichkeit agieren zu müssen. Nur sehr wenigen Auserwählten sei es vergönnt, als

anerkannte Künstlerinnen den Durchbruch und damit gesellschaftlichen Ruhm zu erreichen, während der Großteil der Aspirantinnen auf ihrem Weg scheiterte und somit aus der bürgerlichen Hierarchie herausfiel.

Manche Autoren und Autorinnen setzten sich in ihren Beiträgen mit der Frauenemanzipation auseinander, ein Begriff, der den Zeitgenossen noch aus der Märzrevolution deutlich in Erinnerung war, als vereinzelte Frauen mit Aufsehen erregenden Aktionen für ihre Rechte eintraten. Erschien dieses Thema im *Bazar*, so wurde die Emanzipation generell als Ausartung überspannter und überbildeter Frauen geschildert, die mit ihrem männliche Verhaltensweisen imitierenden Auftreten die gesellschaftliche Ordnung gefährdeten. Jedoch erschien auch ein Artikel, in dem die Autorin ein gewisses Verständnis für emanzipierte Frauen äußerte und versuchte, ihren Motiven auf den Grund zu gehen. Sie stellte fest, dass in der Erziehung junger Frauen die grundlegende Problematik bestand, dass sie sich, wenn sie geistig nicht genügend beschäftigt wurden, massiv langweilten und anfällig für radikale Gedanken wurden. Aus diesem Grunde sei es notwendig, der Ausbildung junger Mädchen mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Auch hier vertrat *Der Bazar* also die Ansicht, dass sich durch Frauenbildung Probleme der Zeit lösen, zumindest aber begrenzen ließen.

In einigen Artikeln wurden Vergleiche mit den USA gezogen, in denen die Frauenemanzipation, anders als in Deutschland, kämpferisch auftrat. Die Emanzipierten wurden in diesen Beiträgen meist als Zwitterwesen geschildert, denen an der Umkehrung der Geschlechterordnung lag. Mit derartigen Beschreibungen sollte den deutschen Leserinnen wohl Abscheu vor den Ideen der Frauenemanzipation eingeprägt werden. Allerdings erschienen auch wohlmeinendere Berichte über die Fortschritte der Frauen in den USA, wie der über eine Ärztin. Zwar wurde ausdrücklich betont, dass man an den bisherigen Geschlechterverhältnissen auf keinen Fall etwas ändern wolle, jedoch begrüßte *Der Bazar* diese Neuerung als Möglichkeit, die Gesundheitsversorgung für Frauen und Kinder zu verbessern. Die für das 19. Jahrhundert revolutionäre Forderung nach weiblichen Ärzten erschien in dieser Zeitschrift äußerst früh, aber in stete Beteuerungen eingebettet, dass deren Tätigkeit voll und ganz im Rahmen der Grenzen des weiblichen Geschlechts verblieb.

Anhand der Diskussion um Julius Rodenbergs Aussage zum ‚Beruf der Frauen‘ wird deutlich, wie das Problem der sozialen Stellung der bürgerlichen Frau bereits vor den Gründungen der großen Frauenvereine viele Gemüter bewegte. Immerhin erschien die Ausgabe, in der diese Diskussion stattfand, nur zehn Tage vor der Konferenz, auf der gegen Ende des Jahres 1865 der ADF gegründet wurde; der *Lette-Verein* wurde im Februar des folgenden Jahres gegründet. *Der Bazar* beschäftigte sich also bereits frühzeitig mit der Problematik und sprang nicht erst nachher, als das Thema prominenter geworden war, auf den Zug auf. Zweifellos machte Jenny Hirsch als Gründungsmitglied des ADF die Redaktion zeitnah

auf das bevorstehende Ereignis aufmerksam. Die Debatte um Rodenbergs Äußerung handelte jedoch noch nicht von irgendwie gearteten Berufsforderungen und der wirtschaftlichen Absicherung von Frauen, sondern drehte sich allein um ihre gesellschaftliche Stellung. Der Redakteur vertrat in seinem Kommentar eine konservative Vorstellung von der Rolle der Frau, ausschließlich als Gattin und Mutter. Dies führte sicherlich zu einigen Reibungspunkten mit seiner Kollegin Hirsch. Sie stellte, wie die von ihr verfassten und hier untersuchten Texte zeigen, zwar die generelle Bedeutung der konventionellen weiblichen Rolle nicht in Frage, vertrat jedoch die Meinung, dass auch unverheiratete Frauen ein sinnvolles und ausgefülltes Leben führen konnten, wenn sie, beispielsweise als Lehrerinnen, einer Erwerbsarbeit nachgingen. Die Debatte im *Bazar* führt deutlich vor Augen, dass bei zahlreichen Frauen ein Diskussionsbedürfnis bestand. Für viele von ihnen war offenbar *Der Bazar* eine wichtige Informationsquelle und Diskussionsplattform zu den Entwicklungen innerhalb der Frauenwelt, besonders vor dem Erscheinen eigener Zeitungen der Frauenvereine.

Alles in allem wird an dieser ersten Phase des *Bazar* klar, dass er grundsätzlich eine bürgerliche Position vertrat, die Frauen in ihrer ‚natürlichen‘ Sphäre sehen wollte, pflichtgetreu im Haus arbeitend und ihrem Mann ergeben. Gleichzeitig zeugen jedoch Artikel davon, dass dieses Idealbild nicht immer erfüllbar war: Nicht jede Frau fand einen Mann, nicht jede Familie war finanziell auf Rosen gebettet, nicht jedes Mädchen war glücklich über ein Leben ohne jegliche intellektuelle Herausforderung. In dieser Hinsicht war *Der Bazar* dann auch bereit, Zugeständnisse zu machen und bei aller Idealisierung der Familie der ‚guten alten Zeit‘ anzuerkennen, dass sich die Zeiten gewandelt hatten und gewisse Wertänderungen vorzunehmen waren. Aus vielen Beiträgen wird deutlich, welchen Herausforderungen sich besonders die Frauen der damaligen Zeit stellen mussten. Sie versuchten den Spagat zwischen zu viel Bildung und Langeweile, zwischen absoluter Ergebenheit zum Mann und Selbstbewusstsein als Frau, zwischen gesellschaftlichen Konventionen und finanziellen Notwendigkeiten.